S BGL Schott
1o X

ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 10 – OKTOBER 1969 • PREIS 1 MARK

Diese Geschichte liegt schon eine Weile zurück. Kapitänleutnant T. war eigentlich noch eine echte Landratte. Er war ein Panzermann, ein guter Politoffizier. Sein neues Aufgabengebiet bei den Rückwärtigen Diensten eines Verbandes der Volksmarine hatte er noch nicht lange übernommen. Das „Kapitän" in seinem Dienstgrad trog noch ein wenig. Wo Backbord und Steuerbord liegt, daß die Kombüse die Küche und daß achtern hinten ist, das wußte er zwar schon, aber trotzdem, in einem „Dicken" kannte er sich immer noch besser aus als auf einem MLR-Schiff.

Bevor er seinen ersten 24-Stunden-Dienst als Diensthabender der Rückwärtigen Dienste antrat, hatte er sich gründlich mit seinen Pflichten vertraut gemacht. Die vielen seemännischen Begriffe schwirrten in seinem Gedächtnis jetzt etwas durcheinander. Zu seinen Aufgaben gehörte unter anderem, alle sechs Stunden den Pegelstand des Hafens von der Hafenwache einzuholen und dem Operativen Diensthabenden zu melden. Das ist wichtig für die am Pier liegenden Schiffe, denn es ist durchaus möglich, daß sich der Pegel in diesen sechs Stunden um rund einen halben Meter verändert. Dann müssen die Leinen gesichert oder notfalls Schiffe sogar verlegt werden. Die Sache mit dem Pegel also war unserem Kapitänleutnant irgendwie durch die Lappen gegangen.

Als der Anruf des Operativen Diensthabenden kam: „Was ist denn mit dem Pegel?", überlegte er krampfhaft.

Pegel? Pegel? Wer ist das bloß?

Sich eine Blöße geben und noch einmal fragen wollte er auch nicht.

Hieß nicht sein Läufer so?

Ja, nur sein Läufer konnte gemeint sein. Aber der war gerade irgendwo unterwegs.

„Moment, Genosse Korvettenkapitän, ich kläre das sofort", antwortete er deshalb, legte auf und beschäftigte sich wieder mit den Eintragungen in sein Dienstbuch.

Fünfzehn Minuten später schrillte erneut das Telefon.

.Ach, der Läufer, der ist ja immer noch nicht hier', durchfuhr es T.

Tatsächlich: „Wo bleibt denn nun der Pegel?" tönte es aus der Muschel.

„Ich habe den Genossen Pegel noch nicht gefunden, Genosse Korvettenkapitän, wenn er zurückkommt, rufe ich Sie sofort an", war die Antwort von Kapitänleutnant T.

Seinen Spitznamen hatte er damit weg.

Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

POSTSACK

Geschütze auf Gleisketten

Könnten Sie mir bitte sagen, welchen Grundaufbau die SFL-122 hat und welche taktisch-technischen Daten sie besitzt?

Uwe Böduel, Saalfeld

Diese sowjetische Selbstfahrlafette wurde 1942 auf der Grundlage des mittleren Panzers T-34 entwickelt und als Begleitartillerie eingesetzt. Bei einer Gefechtsmasse von 30,9 t erreichte sie eine Höchstgeschwindigkeit von 55 km h. Länge: 6,9 m; Breite: 3 m; Fahrbereich: 600 km; Steigfähigkeit: 57–63 %; Kletterfähigkeit: 730 mm; Watfähigkeit: 1,3 m; Überschreitfähigkeit: 2,5 m; Besatzung: 4–5 Mann; 1 Kanone 122 mm.

Kein schönes Bild

Als Zugführer begleitete ich den E 366 von Zittau nach Berlin. In Lübbenau stieg ein Soldat ein, der schon unter Alkoholeinfluß stand. (Leider bemerkte ich das erst später, sonst hätte ich ihn nicht mitgenommen.) Nicht genug damit, „tankte" er im Speisewagen noch mehr dazu, bis er nicht mehr Herr seiner Sinne war und die NVA-Streife ihn festnahm. Jeder Soldat sollte sich auf den Urlaub freuen, aber nicht so. Bedenken Sie bitte, daß Sie das Ansehen der Armee schädigen und dem Zugpersonal viel Ärger bereiten. Gerade ein Soldat sollte wissen, was er tut und was er ist, denn die Bürger sehen auf ihn.

Erwin Hauser, Zittau

Verpulvert

Woher kommt der Ausdruck: „Es ging aus wie das Hornberger Schießen?"

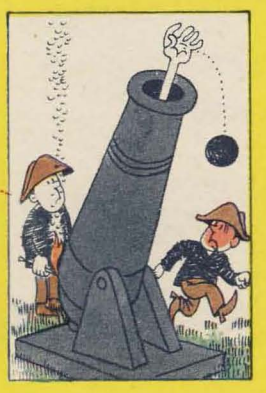
Soldat Weidemann, Oranienburg

In dem Städtchen Hornberg im Schwarzwald wurden einst auf einem Schützenfest soviel Freuden- und Begrüßungsschüsse in die Luft geknallt, daß nachher, als das eigentliche Zielschießen beginnen sollte, kein Pulver mehr vorhanden war. Daher sagt man noch jetzt: „Es geht aus wie das Hornberger Schießen", wenn eine Sache ergebnislos verläuft.

Protest

Denjenigen Lesern, die der Meinung sind, die AR sollte ein Magazin für schöne Mädchen sein, müßte mal klargelegt werden, daß es ein ARMEE-Magazin ist!

Unterfeldwebel d. R. Schulze, Schmölln



Massenvernichtungsmittel

Wann ist man vergiftet, verseucht oder radioaktiv? Ich bringe diese Begriffe immer wieder durcheinander.

Peter Larsen, Rostock

Von einer Aktivierung spricht man, wenn radioaktive Stoffe eingesetzt wurden, von einer Vergiftung bei chemischen Kampfstoffen und von einer Verseuchung bei biologischen Kampfmitteln.

Gemeinsame Aufgabe

Zu welcher Waffengattung gehört die Panzerabwehr?

M. Brink, Magdeburg

Die Panzerabwehr ist Aufgabe mehrerer Waffengattungen: Mot.-Schützen, Artillerie, Panzer, Luftstreitkräfte.

Vergleiche

Als Soldat des ersten Weltkrieges überrascht mich immer wieder das Vertrauensverhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften, wie es auch in den Beiträgen der AR zum Ausdruck kommt. Seit 1963 bin ich Abonnent der AR. Ich bin mir vollkommen klar, daß in unserer NVA heute mehr verlangt wird als strammes Grüßen und Parademarsch. Heute ist doch wohl das Beherrschen der Technik neben der Erziehung Trumpf. Uns Älteren wurde damals durch Ausbilder, die ihre Stellung in der Garnison halten wollten, jede Begeisterung durch kaum wiederzugebende Schimpfworte ausgetrieben.

Otto Wiskow, Neukloster

Wenn es dunkel wird

Bei unseren Armeefahrzeugen habe ich oft hinten über der Schlußleuchte einen kleinen Kasten mit vier grünen Fensterchen gesehen. Was hat es mit diesen Apparat auf sich?

Burkhard Büschel, Zella-Mehlis

Das ist eine Brems-Abstandleuchte, die bei nächtlichen Kolonnenfahrten – hier fährt man ja nicht mit vollem Licht – gebraucht wird. Die vier schwach grün erleuchteten Lampenfenster sind bis etwa

25 m Entfernung klar zu unterscheiden. Bis 50 m sind nur zwei Leuchtfelder und darüber ist nur noch ein Leuchtfeld wahrzunehmen. Der Kraftfahrer kann dadurch den Abstand zum vorausfahrenden Fahrzeug einschätzen. Außerdem ist in der Anlage noch ein blaues Fenster für das Bremslicht eingebaut.

Für lange Flüge

Bei großen Flugzeugen, wie z. B. der sowjetischen An-22, spricht man oft von PTL-Flugzeugen. Was verbirgt sich dahinter?

Gefreiter Ninschwitz, Potsdam

Die Art des Triebwerkes: Propellerturbinenluftstrahltriebwerk.

Mal was Neues

Gibt es nach abgesessener Arrestzeit dienstfrei?

Soldat Heinichen, Dresden

Da würden aber die anderen Genossen „ein Faß aufmachen" und mit Recht, denn ein „Ausruhen" nach einer Strafe gibt es nicht. Ein ehemaliger Arrestant beginnt gleich seinen Dienst.

Volksarmee interessiert

Ich bin gedienter Reservist der Sowjetarmee und lese mit großem Interesse die Artikel über das Leben und die Ausbildung der Soldaten der NVA. Die AR hilft mir meine Sprachkenntnisse als Deutschlehrer zu bereichern.

Wladimir Pawlow, Krasnoje, UdSSR

Nachschlagewerk

Für eine Dokumentation benötige ich noch einige Materialien von den Kämpfen der Sowjetarmee im zweiten Weltkrieg. Mir ist z. B. bekannt, daß für die Einnahme von bedeutenden Städten an die daran beteiligten sowjetischen Soldaten Orden verliehen wurden. In welcher Literatur sind solche Auszeichnungen veröffentlicht worden?

Heinz Galandi, Ludwigslust

Wir empfehlen die sechsbändige Ausgabe der „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion", herausgegeben vom Deutschen Militärverlag. In diesen Büchern finden Sie Tafeln mit farbigen Abbildungen sowjetischer Orden und Medaillen.

Lehrlings-Beihilfe

Meine Frau ist noch Lehrling und erhält während meiner Grundwehrdienstzeit einen Unterhalt von 100,– Mark. Ich finde den Betrag zu wenig, denn das Lehrgeld ist nicht allzu hoch.

Gefreiter Fleißner, Strausberg

An erwerbsfähige Ehefrauen, die noch in der Berufsausbildung stehen, kann zusätzlich eine monatliche Beihilfe gewährt werden. Sie besteht aus der Differenz zwischen dem Netto-Lehrgeld zuzüglich Unterhalt und dem Betrag von 200,– Mark. Eventuell kann auch noch eine Mietbeihilfe zuerkannt werden.

Weiterhin gestattet

Seit 1949 habe ich die bewaffneten Kräfte der DDR mit aufgebaut und wurde später aus gesundheitlichen Gründen zuerst in die Reserve versetzt und bin jetzt außer Dienst. Bin ich berechtigt, zu entsprechenden Anlässen meine Uniform mit meinem Dienstgrad (Oberleutnant a. D.) zu tragen?

Lothar Aust, Sonneberg

Als ein Genosse, der treu in den bewaffneten Organen gedient hat, haben auch Sie das Recht, weiterhin die Uniform zu tragen. Das betrifft aber nur die Staatsfeiertage und besondere militärische Anlässe.

Alte Altwarper gesucht

Wo seid Ihr geblieben, Genossen der ehemaligen Fla-MG-Kompanie 1952 bis 1956 in Altwarp 1? Ich hätte gern ein Lebenszeichen von Euch.

Unteroffizier d. R. Horst Konhäuser, 4601 Bülzig, Zahnaer Str. 10

Träumer nicht gefragt

Viele junge ehemalige Genossen der NVA haben eine falsche Vorstellung, wenn sie zur DVP kommen. Sie stellen sich unsere Arbeit immer sehr leicht vor, sind dann aber enttäuscht, wenn sie die Härte des Dienstes spüren. Manche stellen sich unsere Tätigkeit sogar traumhaft vor. Wir träumen keineswegs. Unsere Arbeit verlangt sehr viel. Es sind etliche Tätigkeiten, die man nie sieht, die jedoch notwendig sind.

Oberwachtmeister d. VP Sibylle Lange, Reichenbach

Schülerkorrespondenz

Unsere FDJ-Gruppe hat sich verpflichtet, gemeinsam mit Offiziersschülern einen Forschungsauftrag durchzuführen. An welchen Offiziersschulen finden wir Briefpartner?

Marianne Wels,
Erweiterte Oberschule
„Gotthold Ephraim Lessing"
77 Hoyerswerda,
Klasse 10 b 1

Er beißt die Zähne zusammen

Seit wenigen Monaten bin ich bei der NVA als Fernschreiber. Der Dienst ist ganz interessant, aber auch anstrengend. Und wenn ich auch manchmal fluche, so weiß ich doch, daß ich meinen Dienst mit besten Leistungen versehen muß. Ich werde mir immer meinen Zugführer – er ist Leutnant und FDJ-Sekretär – als Vorbild nehmen.

Funker Neuhoff, Leipzig

Zu mitternächtlicher Stunde

Bei uns gibt es Unklarheiten über die Versetzung in die Reserve. Einige Genossen meinen, daß man am Entlassungstag noch zu seiner Einheit gehört, andere, bis man seinen Personalausweis bei der VP abgeholt hat.

Kanonier Kretschmar,
Leipzig

Der **aktive Wehrdienst endet um 24.00 Uhr des Tages, der als Termin für die Versetzung in die Reserve befohlen ist.**

Feriengestaltung

Wir möchten allen Genossen des Standortes Kamenz danken, die mithalfen, daß unser Urlaub in Deutschbaselitz so schön wurde.

Anita und Gitta
aus Lauenstein

„Erfurter" heiratete in Erfurt

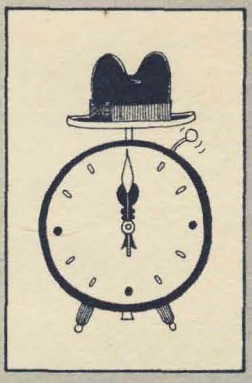
Den Bund fürs Leben schlossen im Festsaal des Rathauses der Blumenstadt Unterleutnant zur See Sieghart Jelsch von unserem Patenschiff „Erfurt" und Petra Bunk. Der Rat der Stadt gestaltete diese sozialistische Hochzeit aus. Ihre „Flitterwochen" verlebte das Paar als Gäste unserer Stadt im „Haus der Stadt Erfurt" in Oberhof. Zur Gestaltung derartiger Feiern hat sich der Rat in dem Patenschaftsvertrag mit der Volksmarine bereit erklärt.

Gotthard Fischer,
Leiter
des Reservistenkollektivs
beim Rat der Stadt Erfurt

Von Frau zu Frau gesagt

Mein Mann dient seit 1965 bei der NVA. Ich suche eine „Soldatenfrau", deren Gatte ebenfalls seinen Ehrendienst in der Armee leistet, zum Gedankenaustausch.

Ursula Fischer,
5214 Gräfenroda,
Ohrdrufer Straße 50



Vignetten: Klaus Arndt

Fernöstliche Marine

Kann ich Angaben über die japanische Kriegsmarine erhalten?

Karl-Heinz Haserodt,
Kaisershagen

In den See-Selbstverteidigungskräften, wie sie offiziell heißen, dienen etwa 36 000 Mann; sie haben einen Schiffsbestand von rund 150 000 t sowie 230 Flugzeuge. Zur Flotte gehören unter anderem 26 Zerstörer, 17 Fregatten, 11 U-Boote, 2 große Minenleger, 39 Minensucher, 20 kleine U-Jäger, 10 TS-Boote, 10 Landungsschiffe, 42 Landungsboote. Die Küstenwacht besitzt 7 Fregatten und 127 Wachfahrzeuge.

Effekten

Sammle Dienstgrad- und Dienstlaufbahnabzeichen der NVA. Wer kann mir welche schicken?

Heinz Goeritz,
1554 Ketzin,
Potsdamer Str. 21 d

Längsformat

Zum Mädchenfoto auf den Mittelseiten der AR 8/69: Endlich mal eine dufte „zweiseitige Biene". (Schade, daß sie geklammert werden mußte.)

Pionier Dietrich, Apolda

Liebeskummer

Im Augustheft zeichnet Paul Klimpke auf der Witzseite einen Soldaten, der nach 24.00 Uhr die verlorenen Liebesherzen vor dem Kasernentor mit einem Besen zusammenkehrt. Wahrscheinlich ist das eine kleine Kaserne, da nur sechs Herzen zusammenkommen. Da müßt Ihr erst mal unser Objekt beobachten. An manchen Abenden, glaube ich, reichte ein Besen wohl kaum aus, da müßte ein Bagger her!

Soldat Kossler, Erfurt

Oberst Richter antwortet

Gefreiter Thalheim fragt: Alles wird bei uns mit der Gefechtsbereitschaft begründet. Ist das nicht etwas übertrieben?

Pionier Detlefs fragt: Warum dürfen Soldaten im Urlaub keine Taschen mit zwei Henkel benutzen?

Ich weiß nicht, was Sie unter „alles" verstehen, aber übertreiben kann man mit hoher Gefechtsbereitschaft im Prinzip eigentlich nicht. Ich kann mir vorstellen, daß Ihnen und anderen Genossen die Strapazen im Gefechtsdienst, die hohen Normen, die Ordnung und Disziplin im Zusammenleben, die stetige Pflege und Wartung der Technik und Waffen, die Einschränkungen beim Urlaub und Ausgang, der Verzicht auf manche angenehme Seite des zivilen Lebens u. dgl. mehr nicht immer behagen. Sie finden solche Vorschriften übertrieben, vielleicht mit den Gedanken, es passiert doch nichts, es ist doch alles halb so schlimm.

Eben, weil nichts Schlimmes passieren soll, müssen wir stets auf der Hut sein, müssen wir die Hand an der MPi halten. Unsere Armeeangehörigen unterwerfen sich einer harten Ausbildung, sie entbehren sehr vieles, einzig und allein zu dem Zweck, die Landesverteidigung zu jeder Tages- und Nachtzeit stabil zu halten und keine Lücke zuzulassen.

Eine Lücke wird aber aufgerissen, wenn zum Beispiel ein Richtkanonier nicht rechtzeitig vom Ausgang zurückkehrt, ein Sperrgast seine Norm nicht schafft, ein Grenzer disziplinlos handelt, ein Mechaniker unordentlich arbeitet. Im Ernstfall kann das zur Gefahr für den Kameraden, für die Einheit, ja, sogar für den Staat werden.

Deshalb möchte ich Ihnen und Ihren Genossen hart und ungeschminkt sagen: Alle zur Erfüllung dienstlicher Aufgaben an Sie gerichteten Forderungen dienen der Sicherung einer ständig hohen Gefechtsbereitschaft! Auch wenn der Zusammenhang dazu nicht immer sofort erkennbar ist. Die Grundeinstellung, die sich für alle Genossen daraus ergibt, kann nur lauten: Die Vorschriften in jedem Fall sehr ernst nehmen.

Soweit an Ihre Adresse. Ein zweites Wort an Ihre Vorgesetzten. Natürlich werden auch Sie die ernste Pflicht zur vorbildlichen Erfüllung aller militärischen Forderungen an die Spitze Ihres verantwortungsvollen Dienstes stellen, aber Ihnen kommt es darüber hinaus noch zu, nicht müde zu werden, Ihren Unterstellten geduldig und überzeugend den Zusammenhang nachzuweisen, der zwischen den „kleinen Soldatenpflichten" und der gemeinsamen großen Armeepflicht besteht. Was wäre wohl besser geeignet, neue Kräfte im sozialistischen Wettbewerb freizusetzen?

So mancher wird bei dieser Frage stutzen, genau, wie auch ich stutzig wurde: Dürfen die das tatsächlich nicht? Deshalb wälzte ich Vorschriften – und dabei offenbarte sich mir auch der Ursprung dieser ulkigen Zwei-Henkel-Theorie.

In der DV-10 14 steht nämlich: „Als Urlaubsgepäck sind Aktentaschen, Koffer, Kollegtaschen und Reiselords zulässig; nicht gestattet ist das Mitführen von Campingbeuteln, Einkaufsnetzen bzw. -taschen u. ä. Behältnissen."

Da nun diesen Gegenständen gemeinsam ist, „Transportbehältnisse für Handbedarf" zu sein, suchte ich das Unterschiedliche und entdeckte, was große Theoretiker vor mir bereits entdeckt zu haben glaubten: Die Zahl der Henkel. – Obwohl genaugenommen die Zahl der Henkel in beiden Kategorien schwankend ist und überhaupt nicht als Grundlage einer Einteilung genommen werden kann.

So schwankte auch ich, und zwar zwischen Ironie und Donnerwetter gegenüber denjenigen Vorgesetzten, die Dienstvorschriften auf ihre persönliche Art und Weise deuten, um schließlich zu fragen: Warum müssen einige Ärger hervorrufen durch eine ungerechtfertigte, einseitige Auslegung der Urlaubsordnung? Denn ein solches Henkel-Verbot existiert in keiner Vorschrift und sollte schnellstens der Vergangenheit angehören!

Ihr Oberst Richter

Der Mäzen

Von Juri Smolitsch

Unbekannt wann und woher – wie offenbar alle Mäzene – war er plötzlich im Theater aufgetaucht und nicht mehr aus ihm wegzudenken. Wir waren es gewohnt, ihn bei jeder Vorstellung zu sehen. Er kam pünktlich zum Anfang und blieb bis zum Schluß, ob er das Stück nun zum ersten-, zweiten- oder zehntenmal sah. In der Pause rauchte er hastig hinter den Kulissen, um beim zweiten Lichtsignal des Inspizienten gleich wieder seinen Platz zu beziehen. Als der Theaterkommissar hinter den Kulissen die Tarifordnung mit Angabe der Gagen und der jedem zustehenden Rotarmistenrationen aushing – es war ein Schriftstück, versehen mit dem Stempel des Militärkommissariats und gerüstet, wenn ein Schauspieler die Perücke nur flüchtig übergestreift hatte und der Haaransatz unter ihr herausschaute. „Steck den Brustlappen fest", murrte er, wenn einer die Hemdbrust unordentlich umgelegt hatte, so daß eine Ecke aus dem Frackausschnitt ragte. „Der Schnurrbart, wo ist der Schnurrbart?" rief er empört, wenn ein Schauspieler bei der zweiten oder dritten Aufführung beschloß, nicht mehr mit Schnurrbart, sondern glatt rasiert zu spielen.

Zu Premieren erschien Baronski oft mit Geschenken. Schauspieler erhielten von ihm ein Päckchen Machorkatabak und vier Zündsteine pro Nase. Schauspielerinnen ein Stück Kernseife oder eine Rolle Zwirn für zwei Kollegin-

zeichnet vom Chef der Agitations- und Aufklärungsabteilung – las er sie aufmerksam durch, zog den Bleistiftstummel hervor, den er hinterm Ärmelaufschlag seines Mantels verwahrte, und schrieb zügig, quer zum Schriftfeld, unterhalb des Namenszuges des genannten Funktionärs hinzu:

„Einverstanden!

Im Namen der Garnison:

Kommandant des Panzerzuges ‚Werny'

Baron S k i"

Er hieß Baronski, doch setzte er in seiner Unterschrift, beim „S" angelangt, etwas größer aufs neue an, wodurch der „Baron Ski" entstand.

Er trug eine Matrosenmütze mit dem St.-Georgs-Band, einen dunkelbraunen Matrosenmantel und ungeheuer hohe Jagdstiefel mit Grafenwappen an den Stulpen. Rechts stak ein Trommelrevolver in seinem Koppel, links baumelten zwei Stielhandgranaten daran. Er trug einen Zeiß-Feldstecher auf der Brust, etwas darunter eine Tabaktasche, wie sie für Offiziere angefertigt wurden. In sie gingen mindestens drei Päckchen Machorka, und er bot jedem davon an, wozu er aus seiner Mütze ein Briefchen Zigarettenpapier – alte Teebanderolen aus der Zarenzeit – holte. Sein Panzerzug bestand aus langen, mit Ballastsäcken ausgekleideten Kohlenwagen. Er gab ihm den Namen „Werny" – so hieß das Minensuchboot, auf dem sein Weg ins Leben begonnen hatte.

Im Theater hatten sich bald alle an „Baron Ski" gewöhnt. Eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung erschien er am Ofen, der in der Ecke der Schauspielergarderobe stand, und sah wie einer, der sich für alles verantwortlich fühlt, aufmerksam zu, wie sich die Darsteller schminkten und umkleideten. Meistens schwieg er, doch seinem flinken Blick entging nicht das geringste. „Die Tolle, die Tolle", rief er entnen, manchmal sogar – dann entschied das Los – ein Paar Strümpfe, beschlagnahmte Schmuggelware. Dem Geschäftsführer brachte er Packpapier; darauf wurden die Eintrittskarten für die Vorstellungen gedruckt, die die Schauspieler an ihren freien Tagen gaben und deren Erlös ihnen zufloß. Dem Maskenbildner Paul steckte er mitunter ein halbes Kilo ungesalzenes Schweineschmalz zum Schminken und Abschminken zu. Wurde zu einer Neueinstudierung ein Requisit gebraucht, das unter den Frontverhältnissen des Jahres neunzehn auf andere Weise nicht aufzutreiben war – etwa eine Stoffportiere, ein siebenarmiger Synagogenleuchter, eine Bischofsmitra oder eine lebende Gans – so beschaffte Baronski all das, auch wenn er es gleichsam vom Meeresgrund holen mußte, und vermachte es dem Theater für alle Zeiten. Allmählich hatte sich der Requisiteur daran gewöhnt, die Listen der Gegenstände, die er für die nächste Einstudierung brauchte, nicht mehr der Agitations- und Aufklärungsabteilung vorzulegen, sondern sie gleich Baronski zu übergeben.

Oft blieb der Panzerzug „Werny" längere Zeit in unserer Stadt. Er unterstand keinem der Regimenter, keiner der Divisionen und Armeen, die je nach der Frontlage bald in dieser, bald in jener Richtung durch unsere Stadt strömten. Soweit mir erinnerlich ist, war er dem Garnisonskommandanten unterstellt. Jedenfalls dampfte er jeden Morgen in Richtung Front ab und kehrte gegen Abend zurück. Manchmal zeigten die Wagenwände die Spuren frischer Einschläge, und aus den Wagen wurden in solchen Fällen auf Gewehren die Leichen der gefallenen Rotarmisten getragen.

Die Front war zu jener Zeit bei uns kein starrer Begriff. Es gab Tage, an denen sie mit MG-Rattern und Geschützdonner fast an den Stadtrand heranrückte, um am nächsten Tag fast bis

zur Grenze, um mehr als fünfzig Kilometer, zurückzurollen. So war es im Herbst und Winter 1919/20. Im Frühjahr gingen die weißhimbeerroten Legionen Hallers und Pilsudskis von der polnischen Grenze her in die Offensive.

Baronski hatte um diese Zeit große Sorgen. Einmal ließ er sogar mehrere Vorstellungen hintereinander aus.

Seine Sorgen waren mehr als begründet. Jeden Morgen, Punkt elf, mochte die Front nun fünf oder fünfundzwanzig Kilometer entfernt sein, wurde die ängstliche Stille der Frontstadt von vier dumpfen Detonationen erschüttert, die fast miteinander verschmolzen. Dann war wieder alles ruhig. Aber jedesmal fügten diese vier Geschosse, von denen niemand genau wußte, woher sie kamen, wichtigsten Objekten enormen Schaden zu. Heute trafen sie die Reservoire des Wasserturms, morgen die Weiche, über die die Züge von Kiew nach Wolotschisk umgeleitet wurden, dann wieder die Drehscheibe im Bahnausbesserungswerk. Und wenn die Truppen, die die Stadt passierten, ihre Stäbe die Nacht über in den Waggons ließen, so trafen die vier Granaten am nächsten Vormittag genau den betreffenden Zug oder die Stelle, wo er eben noch gestanden hatte, wenn er vor elf abgegangen war.

Allmählich wurde die Stadt von Panik erfaßt. Die Weiber schwätzten von der „Hand des Herrn" oder einem „Christusschützen". Unter den Rotarmisten kam das Gerücht von einer neuen automatischen „dicken Berta" deutscher Fertigung auf: mit einer Höllenmaschine gekoppelt, könne sie vermittels „Elektromagnetismus" und eines Funktelegrafen automatisch gerichtet werden. Automatisch wurden auch die Schüsse ausgelöst. In offiziellen Kreisen wurde von einem legendären Richtschützen geredet, der bereits im imperialistischen Krieg berühmt gewesen sei und den die Petljura-Leute für 20 000 Zarenrubel gedungen hätten.

Wie dem auch sei, das Revolutionskomitee

setzte für die Ergreifung des geheimnisvollen Schützen einen Preis von 100 000 Rubel aus, verbunden mit dem Dank des Volkes.

Der Kommandant des Panzerzuges, Genosse Baronski, wurde zum Kommandanten der Garnison befohlen und erhielt in Anwesenheit des Stabschefs Befehl, das geheimnisvolle Feuernest des Gegners zu finden und zu vernichten. „Zu Befehl: Das geheimnisvolle Feuernest wird gefunden und vernichtet", wiederholte Baronski, legte die Hand an die Mütze, schlug die Hacken seiner Jagdstiefel zusammen und ließ sein Riemenzeug knarren. Dann aber schob seine zur Ehrenbezeigung erhobene Hand die Matrosenmütze auf die Stirn, fuhr an den Hinterkopf und fiel kraftlos nieder: Weiß der Teufel, wo ich es suchen soll!

Baronski ließ seinen Panzerzug ins Ausbesserungswerk bringen und befahl, die Wagen mit einer weiteren Schicht von Sandsäcken auszukleiden. Das war am Abend, am folgenden Mittag sollte alles erledigt sein.

Aber genau eine Stunde vor diesem Termin schlugen die vier täglichen Teufelsgranaten ins Ausbesserungswerk ein, genau in die Galerie in der der Zug stand. Die Lokomotive verlor den Schornstein, erlitt Kesselschaden und wurde von den Splittern der Dachkonstruktion und von Steinbrocken begraben. Jetzt konnte der Zug erst in zwei Tagen einsatzbereit sein.
Das war schon Spuk, Magie und Opium des Volkes. Finster wie das Grab stand Kommandant Baronski vor seinem angeschlagenen Schiff. Er befahl, die Reparaturarbeiten in zwei Tagen zu bewältigen, dabei aber den Zug ständig zu verschieben, damit er nie mehr als 15 Minuten an einer Stelle bliebe.
Deswegen war Baronski so düster, deshalb versäumte er zwei Vorstellungen hintereinander und kam auch am dritten Tag nicht ins Theater. Er wanderte ziellos durch die Straßen und grübelte nach, sich immer wieder den Schweiß von der Stirn wischend.
Baronski blieb vor jedem Häuschen am Stadtrand stehen und sah seine Fenster und Fensterläden so aufmerksam an, als könne sich das geheimnisvolle Feuernest dahinter befinden. Die Horchposten und auch die Einwohner hatten bereits festgestellt, daß die Geschosse von weither geflogen kamen; die Abschußstelle war so weit, daß der Schuß nicht zu hören war. Sie mußte südwestlich von der Stadt liegen.
An einem Häuschen fiel Baronski ein Anschlag auf; eine Heftseite, aufgeklebt auf die Kreuzungsstelle der Zeitungspapierstreifen, die, wie jedermann weiß, auf die Scheiben aufgeklebt werden, damit sie bei einer Kanonade nicht springen. Baronski trat näher und las mehrmals, was da geschrieben stand. Es war eine recht sonderbare Bekanntmachung, besonders erstaunlich in einer Frontstadt und in diesen Kriegstagen. Von Hand mit lila Amtstinte geschrieben, lautete sie:

Chiromant
erläutert, errät, prophezeit
(Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft!)
1 Pfund Zucker = 1 Pfund Speck = 10 Pfund Weizenmehl.

Das Herz in Baronskis breiter Matrosenbrust begann heftig zu schlagen. „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft!" Seine Hand griff unwillkürlich nach seiner Tasche, in der, in einen Fetzen Handtuchstoff gewickelt, genau zweiundneunzig Solotnik Zucker lagen, die eben gefaßte Monatszuteilung. Aber er zog die Hand im Nu zurück. Rasch lugte er nach rechts und links: Keine Menschenseele. Der einzige Zeuge seines Sündenfalls war er selber. Baronski stieß die Zauntür auf, stapfte durch den Vorhof, und schon stand er auf der Terrasse.
Der Chiromant, ein Mann mit rotem Gesicht, schwer gebaut, nicht mehr der jüngste – man hätte ihn für den Büfettier eines großen Bahnhofsrestaurants halten können – saß an einem kleinen Tisch. Sein Hemd unter dem alten Waffenrock war mit schwarzen und roten Kreuzchen bestickt, sein langer Schnurrbart vom Tabak braun gefärbt. Von der Stirn bis zum Wirbel war er kahl. Hinter dem Chiromanten, genauer gesagt, über der Rückenlehne seines Armsessels, schaukelte ein nach Mottenpulver riechendes ausgestopftes Käuzchen mit zwei auf Hochglanz polierten Soldatenknöpfen statt der Augen. Auf dem Tisch lagen ein abgegriffenes österreichisches Kartenspiel, eine Packung vergoldeter Passionskerzen und ein kleines Buch mit rosa Umschlag. Baronski sah näher hin und entzifferte mit Mühe die Aufschrift: „Logarithmentafel". Aha, ein Traumbuch oder ein Wahrsagebuch ... Dann ließ er aus seinem Tuch neunundzwanzig Stück Zucker auf den Tisch fallen.
„Da", sagte er beklommen, „es ist genau ein Pfund, Sie können nachwiegen. Mich interessieren Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sagen Sie mir zum Beispiel, wer ich bin."
Der Chiromant maß den Matrosen in seinem kriegerischen Aufzug mit einem ruhigen, gleichmütigen Blick.
„Sie sind der Kommandant des Panzerzugs ‚Werny' und der Mäzen des Stadttheaters, Genosse Baronski."
Baronski zog sich am Schnurrbart, und seine Hand zitterte ein wenig.
„Nun", erwiderte er ebenso gleichmütig, „das wissen Sie wohl wie jeder andere am Platz, weil ich wirklich der Kommandant des berühmten und glorreichen Panzerzugs der Revolution bin. Aber was Sie von wegen Theater gesagt haben, entschuldigen Sie, das habe ich nicht verstanden. Wie beliebten Sie sich auszudrücken?"
„Ich sagte: Mäzen."
„Was soll das bedeuten?"
„Ein lateinisches Wort. Es bedeutet Liebhaber und Gönner der Bühnenkunst. Sie sind ein Liebhaber und Gönner der Bühnenkunst, ein hochherziger Sohn der Göttin Melpomene."
Baronski fuhr zusammen und spürte, wie ihm das Gift religiöser Vorurteile durch die Adern strömte. Er kannte ja tatsächlich weder Mutter noch Vater, war als Findelkind in einem Waisenhaus groß geworden, und dort hatte man ihn „Gottessohn" gehänselt, doch hier wußte das niemand. Er nahm jedoch alle Kraft zusammen und kämpfte das Gift nieder.
„Geburtsjahr?" fragte er heiser.
„Achtzehnhundertzweiundachtzig."
Das stimmte haargenau, und wieder begann das Matrosenherz zu klopfen.
„Mitglied welcher Partei? Ich meine mich."
„Mitglied der Kommunistischen Partei Rußlands, Bolschewik."
„Seit wann?"
„Seit neunzehnhundertsiebzehn."
Dem Kommandanten des Panzerzuges „Werny" lief es kalt über den Rücken.
„Und was war ich vor neunzehnhundertsiebzehn?"
„Matrose auf dem Minensuchboot ‚Werny'."
In der kurzen Pause, die nun eintrat, hatte der alte Matrose und Panzerzugkommandant Genosse Baronski einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen. Er wollte auf und davon rennen, fort von diesem unbegreiflichen Spuk, diesem „Opium des Volkes", aber durfte er das?

Nein, er blieb, nur der Schemel, auf dem er saß, ächzte kläglich. Und systematisch, Rubrik für Rubrik, ließ sich Baronski von dem Chiromanten alle Antworten aus seinem Parteifragebogen hersagen, den außer seinen Parteibürgen, von welchen aber kein einziger in dieser Stadt war, nur der Sekretär der Parteiorganisation und vielleicht noch der Stabschef gesehen haben konnten.

Auf alle Fragen erhielt er genau und erschöpfend Bescheid. Und bald schien ihm, daß nicht der Chiromant ihm antworte, sondern daß er selber einen neuen Fragebogen ausfülle.

Schließlich streckte ihm der Chiromant mit einem spöttischen Lächeln, das hinter seinem verräucherten Schnurrbart allerdings kaum zu sehen war, seine Hand über den Tisch entgegen.

„Jetzt möchten Sie sicher auch etwas über Ihre Zukunft wissen, nicht wahr?"

Baronski konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er rieb sich die Hand am Mantelschoß ab und legte seine mit schwarzen Brandwunden bedeckte Pranke auf den Handteller des Wahrsagers.

Wo ist dieser dreimal verdammte Petljura-Richtschütze? wollte Baronski schon fragen, doch ein letztes Aufflackern seines Bewußtseins als Rotarmist und Kommandant hielt ihn davor zurück. Ein Operationsauftrag ist Militärgeheimnis. Darum fragte der alte Matrose nur kaum hörbar:

„Ich möchte wissen: Werde ich siegen oder nicht? Ihre Antwort?"

„Wen wollen Sie besiegen?"

Baronski schwieg. Schließlich sagte er: „Einen Feind der Revolution!"

„Wann?"

Baronski holte tief Luft und rutschte unruhig auf seinem ächzenden Schemel hin und her. „Das mögen Sie selbst erraten."

Der Chiromant dachte einen Augenblick nach, dann griff er zum Bleistift und zur Logarithmentafel. Auf deren Rand schrieb er lange Zahlensäulen.

„Nein", sagte der Chiromant endlich, zog den Schlußstrich und legte den Bleistift hin, „die Metaphysik . . ."

„Die Physik?"

„Die Metaphysik", korrigierte ihn der Chiromant und lehnte sich im Sessel zurück, wobei sein kahler Wirbel die Krallen des Käuzchens streifte. „Die Metaphysik ist eine Wissenschaft, klar für alle, die im Zeichen des Adlers und der Hyäne jenseits des Wendekreises des Steinbocks geboren sind. Die Wissenschaft aber hat ihre Tücken. Es tut mir leid, Genosse Kommandant, die Projektion Ihrer Zukunft läßt nichts Tröstliches erwarten. Hier die genaue wissenschaftliche Analyse. Sehen Sie, wie nach der dritten Logarithmenreihe die Sieben verschwindet? Bitte, schauen Sie ruhig hin", und er schob dem Matrosen liebenswürdig die Tafel näher. „Mit den Grundbegriffen der höheren Mathematik sind Sie doch wenigstens im allgemeinen vertraut?"

„Nein", bekannte Baronski traurig und wischte sich mit der freien Hand den Schweiß von der Stirn.

„Schade", seufzte der Chiromant, „sonst wäre Ihnen auch ohne mich alles klar. Nun also: Der Logarithmus zur Basis 3, die Hypothenuse zuzüglich der Winkelhalbierenden, ferner die Permutation von m zu n Elementen, das Arrangement des Etcetera — und fort ist die Sieben! Da haben Sie Ihr Schicksal. Eine ganz einfache wissenschaftliche Schlußfolgerung ohne jede Mystik, ohne religiöse Vorurteile. Es gibt doch keinen lieben Gott, nicht wahr, Genosse Kommandant?"

„Gewiß nicht", stimmte ihm Baronski zu. „Aber ist die Chiromantie denn kein religiöses Opium?"

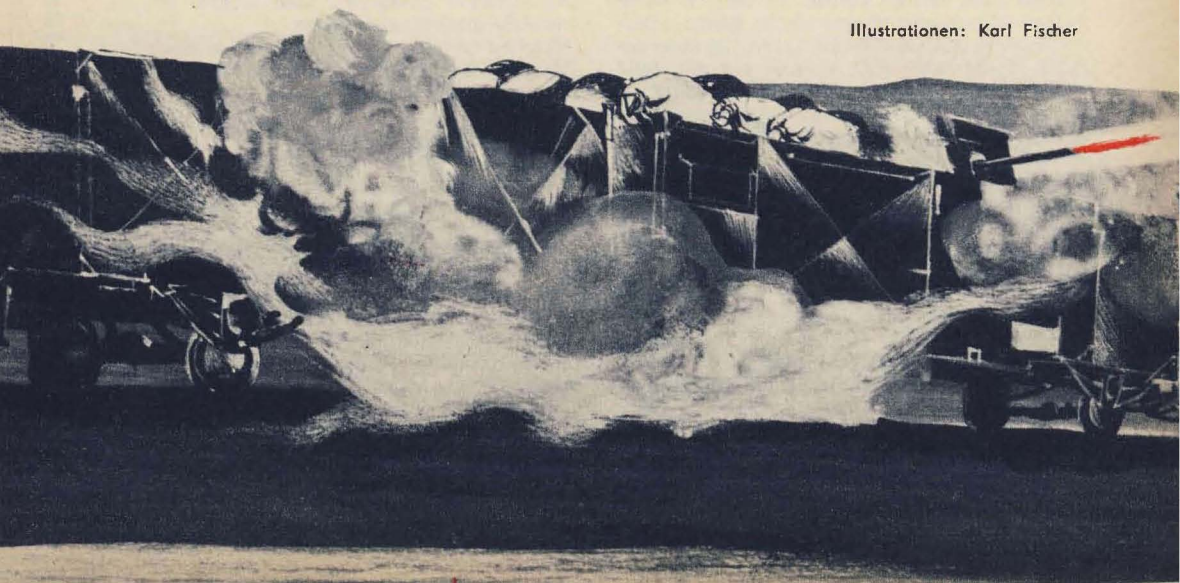
Der Wahrsager zuckte nur mit den Schultern: „Revolutionäre Chiromanten glauben nicht an Gott. Die siegreiche proletarische Revolution hat die Chiromantie von der Religion getrennt und sie der Wissenschaft zugeordnet. Triumphieren wird nur die menschliche Vernunft."

„Sehr richtig", rief Baronski erfreut und atmete erleichtert auf.

„Sehen Sie", rief jetzt auch der Chiromant erfreut, „ich praktiziere ja nur zu wissenschaftlichen Zwecken und mit ausdrücklicher Genehmigung der Agitations- und Aufklärungsabteilung Ihres Stabs". Mit diesen Worten zog er ein Papier aus der Rocktasche und legte es dem Panzerzugkommandanten vor.

Das Dokument, vom Stabschef selbst unterschrieben, gestattete seinem Inhaber unter Be-

Illustrationen: Karl Fischer



rufung auf die Notwendigkeit, die religiösen Vorurteile zu entkräften, Vorträge über Fakire, Hypnose und Chiromantie zu halten sowie gegen angemessenes Entgelt alle, die es wünschen sollten, zu beraten. Es verbot, die Wohnfläche des Vorweisers zu verringern und bei ihm Requirierungen vorzunehmen, gestattete ihm den Aufenthalt auf der Straße nach sieben Uhr abends und wies alle Ämter und Organisationen an, ihm behilflich zu sein.

„Nun also", fuhr der Chiromant fort, nachdem der Matrose den Ausweis durchgelesen hatte, „die Wissenschaft läßt uns feststellen, daß Ihre Lebensparabel ausgesprochen hyperbolisch ist, woraus sich zwangsläufig Nonsens, Imperfektum und Plusquamperfektum ergeben."

„Plus was?"

„Plusquamperfektum, ich meine die Gesetze von Ohm, Pascal und Archimedes. Das dürfte Ihnen doch klar sein, nicht wahr?"

„Nicht ganz. Was für ein Gesetz, haben Sie gesagt?"

Der Chiromant beugte sich über den Tisch und sah dem Matrosen mit dem beschwörenden Blick eines Hypnotiseurs in die Augen.

„Ich meine den Sieg, nach dem Sie mich gefragt haben. Sie haben doch den legendären Richtschützen im Auge, der täglich mit seinen vier Schüssen Ihre wichtigsten Militärobjekte zerstört. Comprenais?"

Baronski stand der kalte Schweiß auf der Stirn. Daß er die Feuerstellung vernichten sollte, wußte nur der Stab, wußten nur der Garnisonskommandant und sein Stabschef, sonst niemand.

„Aber das ist kein Grund zur Verzweiflung", meinte der Chiromant und tätschelte dem Matrosen begütigend die schwielige Hand, „das Schicksal des Menschen hängt nur von dem Sternbild ab, unter dem er geboren ist, und die Kenntnis der astralen Geheimnisse bietet ihm die Möglichkeit, die Katastrophe zu verhüten und alles zum Guten zu wenden. Jahr, Monat und Tag! Die Astralzahl! Wichtig ist, wo, wann und zu welcher Stunde ein Werk in Angriff genommen wird. Wohin geht die Fahrt, die Sie antreten sollen, und wann wollen Sie sie antreten?"

Baronski erhob sich schwerfällig und schob mit dem Fuß den ächzenden Schemel zurück. „Nun paß mal auf", sagte er mit dumpfer, gleichsam aus dem Jenseits kommender astraler Stimme. „Auf diese Fahrt mit meinem Panzerzug nehme ich dich mit, Freundchen. den Rest kannst du mir unterwegs wahrsagen. Ob ich siege oder nicht. Siege ich nicht, dann beißen wir eben zusammen ins Gras. Für einen revolutionären Chiromanten ist der Tod für die Revolution nur das ehrenvolle Ende eines würdigen proletarischen Lebens. Siege ich aber, wird die Anerkennung und der Dank der Revolution uns beiden gehören, ja für dich selber kann dann noch ein besonderes Anerkennungsschreiben des Leiters der Politischen Abteilung der Armee abfallen. Wenn du aber flunkerst und deine Wissenschaft sich als Bluff erweist, bis du ein toter Mann! Los, gehn wir!"

„Wohin?" fragte der Chiromant kreidebleich.

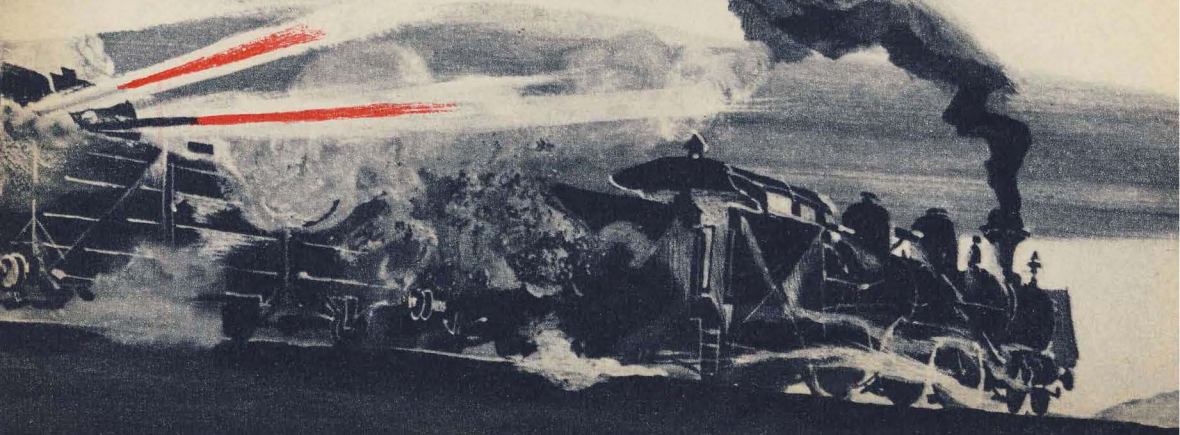
„Zum Panzerzug ‚Werny'. Während der Fahrt kriegst du Armeeverpflegung. Aber wann wir abfahren und wohin, kann ich dir nicht sagen, denn du wirst ja selbst verstehen, Freundchen, daß das ein Militärgeheimnis ist. Deine Siebensachen kannst du dalassen. Los!"

Am nächsten Tag, kurz nach zwölf, trat der Panzerzug „Werny" seine erste Fahrt nach der Überholung an. Die vier geheimnisvollen Schüsse blieben an diesem Tag aus, ebenso am nächsten. Es waren nach langer Zeit die ersten Tage, an denen die Stadt vor den geheimnisvollen vier Schüssen verschont blieb. Am dritten Tag dampfte der Panzerzug in Richtung Front ab. In eine Wolke von Rauch, Dampf und Staub gehüllt verschwand er hinter der Blockstelle. Doch kaum war das Räderrattern hinter dem Wald verstummt, so fiel ein Schuß aus einer Dreizollkanone, gefolgt vom lauten Scheppern der Panzerplatten — es war also der „Werny", der schoß. Dem ersten Schuß folgte ein zweiter, und nach kurzer Zeit schossen beide Geschütztürme aufs neue.

Acht Minuten feuerte der Panzerzug, und man hörte je dreißig Schüsse und Einschläge. Die Intervalle zwischen Schuß und Einschlag waren so kurz, daß es klar war: Das Feuer wurde aus nächster Distanz geführt, das Ziel konnte höchstens zwei Kilometer entfernt sein.

Dann aber erschütterte eine fürchterliche Explosion die Luft und drang als donnerndes, anhaltendes Echo durch die Haine, Wälder und Felder. Gleich darauf wurde alles still. War der Panzerzug in die Luft gegangen? Oder auf eine Mine aufgefahren? Sofort wurde telefonisch

Fortsetzung auf Seite 68



Verregnete FLUGTAGE

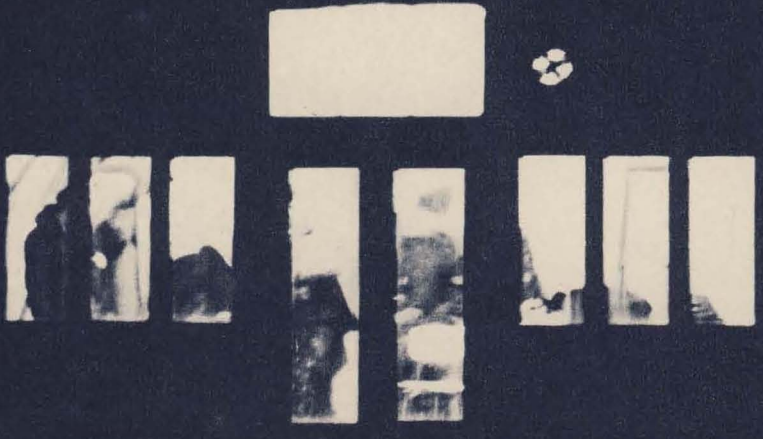
erlebten
unsere Mitarbeiter
Rolf Dressel (Text)
und Manfred Uhlenhut (Foto)

Gesichter wie zehn Tage Regenwetter überall auf dem Flugplatz des Jagdfliegertruppenteils „Heinrich Rau". Flugzeugführer, Warte, Mechaniker, Tankwagenfahrer und selbst die Wachposten machen miesepetrige Gesichter. Verständlich! Seit Wochen regnet es. Da bereiten sich nun die Piloten täglich neu auf ihre Flugaufgaben vor. Warte und Mechaniker machen die Maschinen startklar. Doch keiner der silbergrauen Vögel erhebt sich in die Lüfte.
„Ich weiß schon gar nicht mehr, wann ich das letzte Mal geflogen bin", klagt Oberleutnant Klaus Knüppel, mit dem wir im Bereitschaftsraum am Rande der Betonpiste zusammensitzen. Zur Bestätigung will er sein Flugbuch hervorkramen, in dem alle Starts vermerkt sind. Doch wir glauben ihm auch so.
Das miese Wetter plagt auch uns. Welcher Bildreporter wünschte sich bei seinen Aufnahmen wohl kein gutes Licht? Und vor allem, daß auch „etwas los" ist, daß er die Menschen bei ihrer Arbeit vor die Linse bekommt? Wie die Warte und Mechaniker die

Flugzeugführer Oberleutnant Klaus Knüppel.

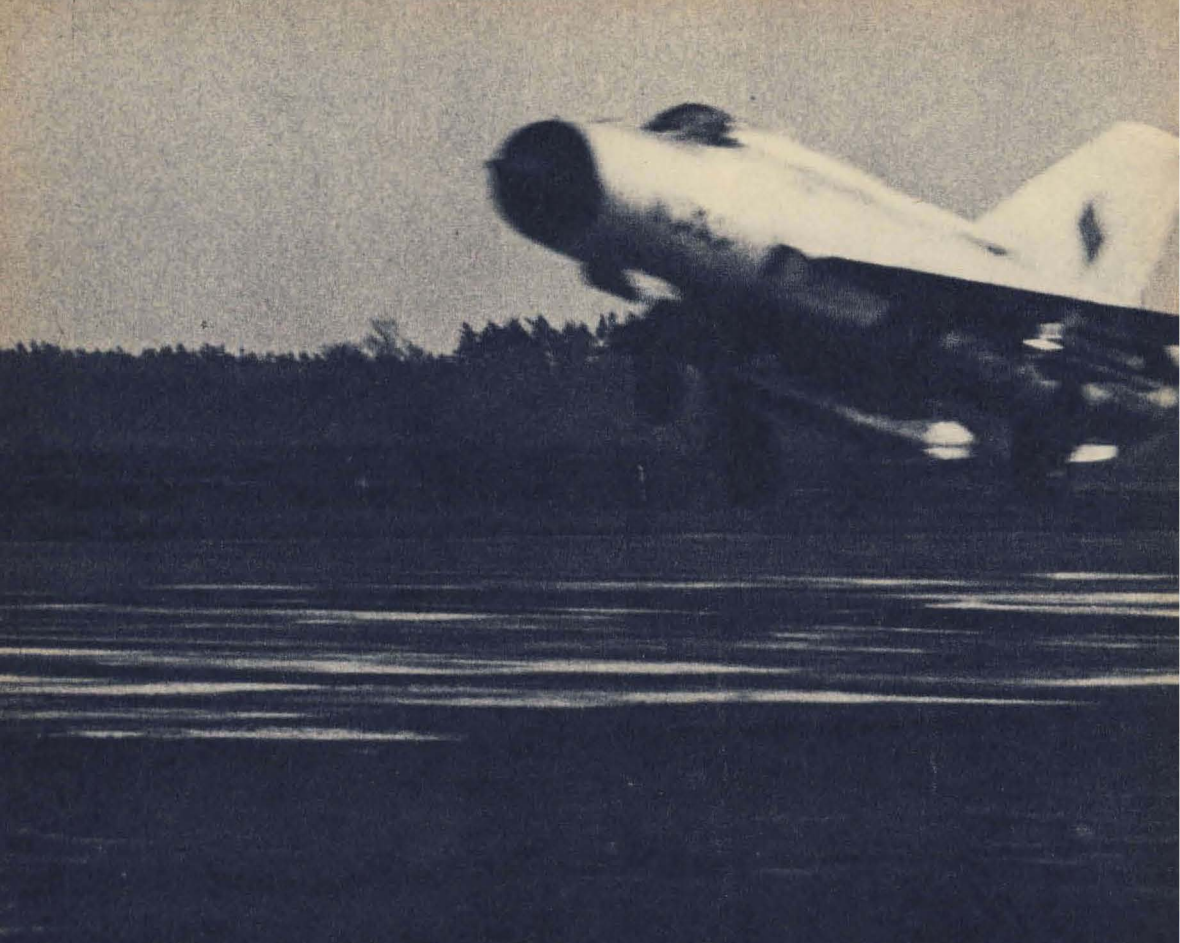
flinken Silbervögel zum Start vorbereiten, wie die Piloten ihre Druckanzüge überstreifen, wie sie in die Kabine klettern, starten und landen, wie . . .
In Gedanken verfluchen wir Petrus.
Was treiben die Genossen, wenn ihnen das Wetter einen dicken Strich durch ihre Flugrechnung macht? Eine interessante Frage, der wir hier ausgiebig nachgehen können. Im Vordergrund steht natürlich ihr Warten und Hoffen auf geeignetes Flugwetter. Doch sie degradieren den Bereitschaftsraum, eine aus Kunststoffteilen gefertigte Halle, keineswegs zum Wartesaal wie etwa auf einem Kleinstadtbahnhof. Alle sind irgendwie beschäftigt. Einer überrechnet noch einmal seine Flugstrecke. Ein anderer studiert die Karte. Ein dritter erkundigt sich bei seinem älteren, erfahreneren Kameraden, in welcher Höhe er auf Landekurs das Fahrwerk ausfährt. Manche haben sich in ein Buch vertieft.
An Gesprächsstoff ist kein Mangel. Daß auch hier das Wetter eine Rolle spielt, steht außer Zweifel. Alle sind daran interessiert, möglichst bald wieder fliegen zu können, vor allem jene, die ihre Zulassung, die zeitlich begrenzt ist, erneuern wollen.

Keineswegs beneidenswert sind die Flugzeugwarte und die Mechaniker. Wochenlang machen sie nun Tag für Tag die MiGs startklar, bei Wind und Wetter. Auch heute sind sie seit Tagesanbruch auf den Beinen und trotzen den Windböen, die ihnen den Regen ins Gesicht peitschen. Notwendige Arbeit. Doch wenn sich tagtäglich herausstellt, daß sie für die Katz' war, macht das auf die Dauer keine Freude. Desto mehr müssen wir diese Männer bewundern, daß sie trotzdem täglich sorgfältig und gewissenhaft die Vorstartkontrollen ausführen. Sie wissen, daß von ihrer



Arbeit Leben und Sicherheit der Flugzeugführer abhängen.
Der wochenlange Ausfall von Flugtagen wirft Probleme auf. Vor allem werden die Genossen bei der Erfüllung ihres Ausbildungsprogramms zurückgeworfen. Uns interessiert in diesem Zusammenhang, wie sich das mit der Forderung verträgt, ständig gefechtsbereit zu sein. Muß nicht damit gerechnet werden, daß ein Aggressor gerade solche Situationen ausnutzen kann?
„Damit müssen wir natürlich rechnen, doch dafür ist vorgesorgt", gibt uns Oberleutnant Knüppel zur Antwort. „Wenn es die militärische Lage erfordert, fliegen wir auch unter schwierigen Wetterbedingungen, d. h. die Genossen, die dafür zugelassen sind. Wir werden alle für den Instrumentenflug, für den sogenannten Blindflug ausgebildet. Aber die jüngeren Flugzeugführer sind noch nicht so weit. Deshalb werden die vorgeschriebenen Sicherheitsgrenzen streng eingehalten. Wenn die Wolken zu niedrig hängen, reicht die Sicht nicht aus und man kann sich schlecht orientieren."
Weiter verweist Genosse Knüppel darauf, daß ja nicht auf allen Plätzen gleichzeitig so schlechtes Wetter herrscht. Außerdem gehören zum System der Luftverteidigung auch die Fla-Raketen, die von jedem Wetter unabhängig sind. Der Feind hat also keine Chance, ungestraft in den Luftraum unserer Republik einzudringen.
Während wir mit den Piloten buchstäblich auf besseres Wetter warten, ist Oberleutnant Schubert, der Meteorologe, fieberhaft bemüht, einen Funken Hoffnung zu finden.
In seiner Station, die sich im Gebäude des Startkontrollpunktes befindet, studiert er die einlaufenden Wettermeldungen und -karten. Hauptmann Vonfahrer, der Flugleiter, löcherte ihn schon den ganzen Vormittag. Gegen Mittag kann er ihm erfreut mitteilen:
„In einer halben, spätestens in einer Stunde etwa könnte das Regengebiet den Platz nach Osten überquert haben."
„Könnte!" entgegnet Haupt-

Bei peitschendem Regen haben Flugzeugwart und Mechaniker die Maschine startklar gemacht. Endlich ist es soweit. Bevor der Pilot die MiG übernimmt, überzeugt er sich vom einwandfreien Zustand der hauptsächlichsten Aggregate.



mann Vonfahrer ungläubig und hebt vielsagend den rechten Zeigefinger. Sicherheitshalber fragt er, ob es schon Zweck habe, die Flugzeugführer davon zu unterrichten.

„Nach der Wetterkarte kommt das nächste Regengebiet erst in drei bis vier Stunden. Bis dahin reißt die Wolkendecke auf . . ."

Die Piloten sitzen gerade über dem Mittagessen, als das Telefon schrillt. Der Diensthabende nimmt den Hörer ab und verkündet dann mit glänzenden Augen:

„Leute, heute kann's was werden!"

„Das kann doch nicht wahr sein!"

„Hat sich der Wetterfrosch auch nicht geirrt?"

Einige stürzen zum Fenster, um sich von der Echtheit der Vorhersage zu überzeugen. Tatsächlich klart es vom Westen her etwas auf.

Die Stimmung im Bereitschaftsraum ist plötzlich wie umgewandelt. Keiner mehr mit griesgrämigem Gesicht. Die Gespräche werden lebhafter. Die spärliche Aussicht, nach wochenlangem Warten endlich wieder ein paar Flüge absolvieren zu können, beflügelt die Genossen. Zwei, drei Übereilige lassen sogar ihr Essen stehen und gehen in den Nachbarraum, um die Druckanzüge anzuziehen. Wie wir später feststellen, sind es diejenigen, die zuerst starten sollen.

„Endlich geschieht hier mal was!" freut sich der Bildreporter und macht seine Kamera schußbereit.

Auch draußen an der Vorstartlinie ist es lebhafter geworden. Die ersten Strahltriebwerke brüllen auf. Auf der „267" macht Unterfeldwebel Bernd Bohnsack, Flugzeugwart der Klassifikationsstufe II, die übliche Bremsprobe. Mit Oberleutnant Knüppel, der inzwischen ebenfalls in seinen „Kosmos"anzug geschlüpft ist, gehe ich hinüber zu seiner Maschine. Der Regen läßt nach.

„Voriges Jahr hatten wir bis zum 7. Oktober unser Flugprogramm bereits restlos erfüllt", ruft mir Genosse Knüppel zu, während der Pfeifton des Triebwerkes seiner MiG verklingt. „Dieses Jahr wollen wir das erst recht schaffen, nach der Zahl der Flüge und nach Qualität. Wettbewerbsziel! Wir nutzen jedes Wolkenloch!"

Der Oberleutnant macht seine „technische Runde" um das

Die Piste ist mit Pfützen übersät, doch die schnittigen Jagdflugzeuge starten trotzdem . . .

Zum x-ten Male erkundigt sich Flugleiter Hauptmann Vonfahrer (stehend) beim Meteorologen nach dessen Wetterprognose.

Flugzeug. Er überprüft die hauptsächlichsten Aggregate, Bremsen, Fahrwerk und Staurohr. Er bedankt sich beim Wart für dessen gute Arbeit und quittiert die Übernahme der Maschine. Dann klettert er in die Kabine, nimmt Funkverbindung zum Startkontrollpunkt auf und rollt nach wenigen Minuten zum Start. Ein weißer Gischtstreifen sprüht hinter der MiG hoch, als sie mit zunehmender Geschwindigkeit die Startbahn entlangrast. Nach wenigen Augenblicken hebt sie vom Boden ab und verschwindet im fernen Dunst.

Die Jagdflieger stehen mit Petrus ständig auf Kriegsfuß. Sie ringen ihm jede Flugstunde ab, nutzen selbst das kleinste Wolkenloch, um ihre Gefechtsbereitschaft weiter zu erhöhen.

Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.

Daran hat sich seit Goethes Zeiten nichts geändert. Was er hier in den „Römischen Elegien" geschrieben, könnte sich auch anno 1969 in Rom bei Parchim zugetragen haben oder anderswo zwischen Werra und Ostseestrand. Amor ist nach wie vor der jüngste und älteste Schütze, und seine Pfeile treffen mitten ins Herz. Auch in das der Soldaten, was gewiß nicht nur von dem Gefreiten Siegfried Gieseke als „sehr angenehme Verwundung" empfunden wird.
Das Lieben bringt groß' Freud'.
Doch: „Liebe allein macht nicht glücklich", sagte einst Roda-Roda, „man muß auch dürfen und können."

Liebe mit Angst?

Was die biologische Reife angeht, so gibt es dieserhalb heute schon im frühen Jugendalter kaum mehr Schwierigkeiten. Dafür ist die Frage nach dem „Dürfen" bereits etwas heikler – zumal wenn man sie, wie AR es getan hat, individuell stellt. Deshalb seien hier nicht Namen, sondern Resultate genannt. 71% aller befragten Soldaten gestanden, daß es ihnen nicht sonderlich schwer fiel, bei ihrer Freundin schon nach einiger Zeit des Kennenlernens die entsprechende „Erlaubnis" zu erlangen. Und 54% aller befragten Mädchen hatten nichts Ernsthaftes gegen intime Beziehungen mit einem festen Freund einzuwenden ...
Also „laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben"?
Ist die „geschlechtliche Liebe sauber, das heißt immer auch eine wirkliche Liebesbeziehung, dann ist sie nicht unmoralisch", urteilt Professor Dr. Hans Nathan. „Ich bin also für die ‚Ehe vor der Ehe' – mit einem gewichtigen Vorbehalt: Unter keinen Umständen soll der voreheliche Geschlechtsverkehr zu einer Schwangerschaft führen. Nicht etwa, weil wir das außerehelich geborene Kind als einen Makel für Mutter und Kind auffassen, sondern weil sich das Kind fast immer als schweres Hemmnis für die geistige und berufliche Entwicklung der Eltern, vor allem der Mutter, erweist, und weil es zu voreiligen, ungenügend durchdachten Eheschließungen führt, die oft genug allen Beteiligten kein Glück bringen."
Vor einem Berliner Standesamt wurden binnen zwölf Monaten rund tausend Ehen geschlossen. Bei 140 Paaren waren beide Partner nicht älter als einundzwanzig Jahre, und etwa die Hälfte von ihnen hatte bereits vor der Hochzeit die Geburt eines Kindes angezeigt. Ich wage zu bezweifeln, daß die meisten sich schon so früh ein Kind gewünscht hatten. Und bei wievielen mag es den Ausschlag für die Heirat gegeben haben?
Mit den Soldaten Rainer Fuchs und Hans-Dieter Mennige sind viele junge Leute der Meinung, daß „ein voreheliches Kind kaum ein Wunschkind" ist. „Für mich wäre es nicht gerade eine freudige Überraschung", erklärt Funker Herbert Siedloch. Dem Unteroffizier Werner Künzel geht es ebenso, woraus sein Seufzer resultiert: „Wenn einem nur nicht immer die Angst vor unerwünschten Folgen im Nacken sitzen würde!" Die Befürchtung ist berechtigt. „Aber wie verhindert man das am besten, wie beugt man dem vor, wie verwirklicht man auch später das schöne Wort von der bedachten Familienplanung?", fragt Soldat Siegbert Meißner. „Zwar gibt es Verhütungsmittel und Methoden, eine unerwünschte Schwangerschaft zu verhindern – zugleich aber gibt es auch Probleme, die sich hier auftun", meint Flieger Ulli Tietz. Auf eines weist Stabsgefreiter Arno E. hin: „Ich hab' bei meiner Verlobten mal zart angetippt, ob ich nicht doch lieber einen Gummiüberzug nehmen sollte. Da bin ich aber in's Fettnäpfchen getreten. ‚Das läßt sich vielleicht ein leichtes, nicht aber ein anständiges Mädchen gefallen!', bekam ich zu hören. So bin ich eben weiterhin gezwungen, mich nach Möglichkeit ‚vorzusehen'. Das ist eine ziemlich unsichere Sache und alles andere als schön, weil man immer auf dem Sprung sein muß. Ich frage mich also: Was soll man da machen?"
„Leider ist es ein überkommenes Vorurteil, wenn manche Menschen es hartnäckig ablehnen, Verhütungsmittel anzuwenden und darin einen Angriff auf die ‚Ehre' der Frau, ein Quentchen ‚unmoralischer' Handlungsweise sehen", entgegnet Leutnant (med.) Dr. Walter Kunert. Dennoch schlägt sich Unteroffizier Gisela M. auf die Seite von Arnos Verlobten: „Ich möchte zwar nicht schon mit Neunzehn ein Kind haben, aber ich wäre peinlich berührt, wenn mein Freund das geschilderte Ansinnen an mich stellen würde. Von meinem Gefühl her, und sicher auch vom Praktischen her, wäre es mir unangenehm. Irgendwie käme ich mir erniedrigt vor, nicht geliebt, sondern ‚benutzt'."
Eigentlich kann man da nur mit Goethe antworten: „Glaub es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir!" Doch zweifelsohne ist

Die aktuelle Umfrage

es damit allein nicht getan. Festgestellt sei erstmal eins: „Jedes Liebespaar, ob nun schon verheiratet oder nicht, sollte das Recht und die Pflicht haben, in eigener Verantwortung zu entscheiden, wann es ein Kind oder auch mehrere wünscht", erklärt Major Kurt Kirchner. „Es wäre im Gegenteil sowohl unvernünftig wie unverantwortlich, das dem blinden Zufall zu überlassen. Mir scheint, die Liebe wird vielmehr dadurch belastet, daß zwei Menschen sich lediglich ihrem Vergnügen hingeben und beim intimen Zusammensein nicht an die eventuellen Folgen denken, an das ‚Später', an das neue Leben, das unter Umständen daraus entstehen kann." „Außerdem ist es doch meist so, daß gerade die Angst vor einem noch gar nicht gewollten Kind die Liebesbeziehungen überschattet und insbesondere auf die Frau deprimierend wirkt", fügt Flieger Manfred Choriles hinzu. „Mit der Möglichkeit, Vorsichtsmaßregeln zu treffen und durch die Anwendung empfängnisverhütender Mittel und Methoden selbst zu bestimmen, wann sich Nachwuchs einstellen soll, ist uns eine große Last genommen und Gelegenheit gegeben, auch in der körperlichen Liebe höchstes Glück zu finden," hebt Wachtmeister Peter Große hervor. Dr. Tamara und Dr. Karl Hecht stimmen ihm zu: „Da die Anwendung gut wirksamer antikonzeptioneller Mittel das Lusterleben und Liebesglück vom rein biologischen Zweck geschlechtlicher Vereinigung, der Fortpflanzung, getrennt hat, erhält die Liebesbeziehung der Partner einen neuen Inhalt. Sie erlöst die Liebenden von der quälenden Angst, ungewünscht neues Leben gezeugt zu haben. Diese hat zweifellos in der Vergangenheit – nicht selten auch heute noch – keinen geringen Anteil am Erkalten der Gefühle. Sie hemmt eine vollkommene Hingabe an den Partner und führt damit oftmals durch seelische Belastungen und Konflikte zum körperlichen Ruin."

Das Ja zum Anwenden empfängnisverhütender Mittel und Methoden ist folglich ein befreiendes Ja. Allerdings setzt es, wie Gefreiter Theo Zylinski einwirft, „neben der Kenntnis aller Möglichkeiten auch die Bereitschaft voraus, darüber taktvoll und ohne falsche Scham mit seinem Mädchen zu sprechen." Demgegenüber gibt Soldat Gerd Westermann zu bedenken, daß solcherart „Unterhaltungen doch wohl etwas heikel" seien. Ich meine nicht. Wie auch dem Kanonier Jürgen Leufgen, scheinen sie mir „einfach notwendig". „Das Verkehrteste, weil von ungenügendem Vertrauen zeugend und berechtigtes Mißtrauen erzeugend, wäre es, Antikonzeption ohne Einverständnis des Partners zu betreiben", warnt Oberleutnant (med.) Andreas Schüling. Unter Liebenden sollte es keine Tabus geben. Gemeinsam sollte besprochen werden, ob man sich ein Kind wünscht, wann es möglichst kommen sollte, und auch, was man tun will, um einer unerwünschten Schwangerschaft vorzubeugen. Man kann die Methode vereinbaren und, wenn sie einem von beiden unangenehm wird, eine andere wählen. Für die „Liebe ohne Angst" sind speziell im Ehebuch von Prof. Dr. Neubert viele Ratschläge gegeben, weitere kann man in den Ehe- und Familienberatungsstellen erbitten.

Ihr

Karl Heinz Freitag

Wie die Sterne aufgehn in uns!
Sehnsucht treibt schimmernde Straßen durch die Stadt.
Nun im dämmernden Raum
macht heller die Kissen dein Haar.
Das Gefühl, wenn wir leicht uns zueinander legen,
atmet Vollendung. Die Stille unseres Umfangens
spürt selig die Schöpfung.
Doch im Keim wohnt nicht der Sturm wie in den Zweigen,
Anfang und Ende sind nicht der Ablauf des Spiels.
Und das Werden weckt unsre Sinne
wie die Sonne die Gestalten und Farben,
daß sie sich lösen und schlingen
wie unsre Glieder — und die Bäche schwellen
wie unser Blut — und die Erde in die Strahlen sich sehnt
wie unser Leib
unter die lockenden,
unter die pflückenden Lippen.

(Aus: Georg Maurer „Gedanken der Liebe")

Aus unserer Garnisonstadt

VACHA

Ich kam das erste Mal in die Rhön und an die Werra mit meiner FDJ-Gruppe. Als wir den Krayenberg zur Jugendherberge hinaufstiegen, wußte ich noch nichts vom Gegenstand dieses Artikels. Am nächsten Morgen, bei der Besichtigung der Gegend vom Burgfried aus, sagte der Herbergsvater: „Dort drüben liegt Vacha. Und dort ist die Grenze."

Das zweite Mal wollte ich auf Amors Spuren in diese Gegend, direkt nach Vacha. Zu der Zeit gab es auf dem Krayenberg schon keinen braven Herbergsvater mehr, und es hieß: „Einen Passierschein für das Sperrgebiet gibt es nur für Verwandte ersten Grades."

Schließlich kam ich in diese Gegend, eine Tochter dieser Stadt zu heiraten. Zu der Zeit hatte ich beide ins Herz geschlossen: die Tochter und die Stadt.

Vacha hat eine Stadtkirche, die Burg Wendelstein, ein altes Fachwerkrathaus, genannt die „Widmarckt", einen schönen Marktbrunnen, ein ehemaliges Amtsgericht, das umzunennen man sich eifrig mühte, eine Kaserne, mehrere Gasthäuser, in denen der beliebte Meininger „Rhöntropfen" ausgeschenkt wird, eine Drahtseilbahn und hölzerne Transparente. Gewiß, als Großstädter ist man andere „Attraktionen" gewöhnt – dennoch bin ich angetan von dieser Werrastadt, ihren Fachwerkbauten, den Bergen ringsum, und auch von den Menschen hier. Urkundlich wird die Siedlung 807 zum ersten Mal erwähnt, als Stadt im Jahre 1186. Im Werratal, an der alten Handelsstraße Leipzig–Frankfurt gelegen, hat das Städtchen oft den Besitzer gewechselt: Mal war es fuldaisch, mal hessisch, dann königlich-westfälisch, danach weimarisch und letztlich thüringisch. Heute ist Vacha „suhlisch", eine der westlichsten Garnisonstädte und wie ehedem Grenzstadt.

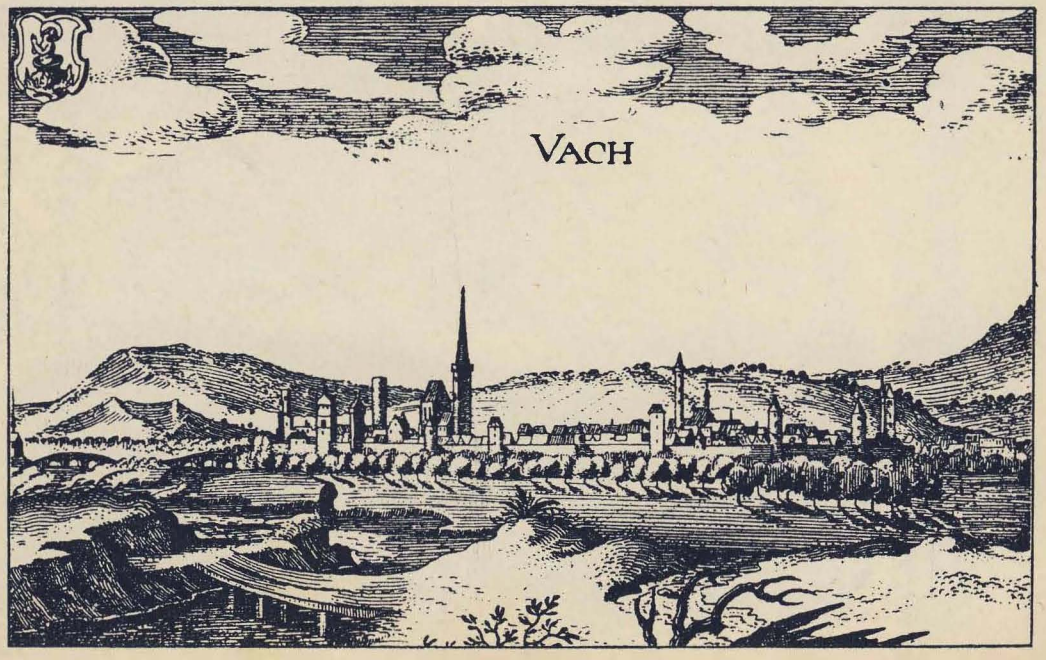
Die Grenze bei Vacha bekam übrigens vor rund 190 Jahren auch der Schriftsteller und Demokrat Johann Gottfried Seume zu spüren. Als er im Juli 1781 auf der Durchreise in die Herberge „Sachsenheim" einkehrte, preßten hessische Häscher den Dichter in die Armee. So kam er in eine Einheit, die der Landgraf von Kassel nach Amerika verkaufte.

Die Herberge „Sachsenheim" liegt am Fuße des Siechenberges, und dort hinauf fuhr wie mancher Prominente aus Bonn auch der „Bundesheini", um sich vom „Feldherrnhügel" aus Vacha und die Umgebung zu betrachten. Er hätte wissen müssen, daß Peenemünde und Leau von hier nicht einzusehen sind.

Überhaupt ist an Sonn-, Feier- und hohen Tagen Bonner Niederlagen, wie zum Beispiel am 17. Juni oder am 13. August, drüben schon etwas los. Denn dann strömen die „Grenzlandfahrer" herbei: Schulklassen mit ihren Ostkundelehrern, Bundeswehr in Zivil, Reservisten, Stammtisch- und andere Politikaster. Dann haben die Angehörigen des Bundesgrenzschutzes und des Zollgrenzdienstes alle Münder voll zu tun.

Und um den Verführern den Weg zu versperren, stehen auch hier an der Werra unsere Grenzer, und sie schützen auch die Vachaer Betriebe – das Landmaschinenwerk VEB Petkus, den VEB Rhönbasalt, die LPG „Thomas Müntzer". Und wenn am 7. Oktober der Fernsehturm Berlin das Festprogramm ausstrahlt, dann haben auch die Werktätigen des VEB Kabelwerk ihren Anteil daran. Der Fernsehturm ist mit ihrem Kabel installiert, das auf der Leipziger Messe mit einer Goldmedaille ausgezeichnet wurde.

Übrigens war ich mit zwei Leipzigern in diesem Kabelwerk. Beide sind zur Zeit Vachaer Grenz-



DDR UNSER VATERLAND

soldaten. Und ihre Meinung über ihre derzeitige zweite Heimat lautet:
„Vacha ist ein altes und kleines Städtchen. Uns gefällt es hier. Die Einwohner haben sich vieles im NAW geschaffen, zum Beispiel das schöne Schwimmbad am Stadtrand, wo wir nach Dienst oft zu finden sind. Wenn nur die Bahnverbindung nach Leipzig besser wäre!"
Im übrigen zeigen diese beiden Grenzsoldaten noch ein besonderes Interesse an Vacha. Was es damit auf sich hat, werde ich auf den nächsten Seiten erzählen. *H. Palme*

„Weshalb nicht einmal Schatzgräber in einem Betriebsarchiv spielen? Es wäre doch gelacht, wenn da nicht manches vielleicht schon vergilbte, aber hochinteressante Blatt Papier ans Tageslicht käme!“ So etwa hatte sich die Redaktion gesagt.

„Warum seid ihr aber ausgerechnet auf unser Kabelwerk gekommen?“ fragte uns erstaunt die Betriebsleitung.

„Weil wir nun grad mal in Vacha waren! Außerdem ist Vacha die westlichste Garnisonstadt und deshalb für uns besonders interessant."

In der Grenzkompanie hörten wir wenig später vom Kompaniechef: „Auch wir wollen uns in Zukunft mehr mit der Vachaer Geschichte befassen. Wir werden im Klubraum eine Traditionsecke einrichten. Die Gefreiten Wolfgang und Klaus haben damit bereits begonnen."

Am folgenden Tage saßen uns dann die beiden Gefreiten gegenüber – hochgewachsen, mit offenem Blick und klugen Augen, etwas zurückhaltend noch, aber nicht befangen. Neben den Gefreitenstreifen trugen beide die grünen Balken des Postenführers auf den Schulterstücken. Erfahrene Grenzer also, was auch die Erfahrungen verrieten, die sie zum besten gaben.

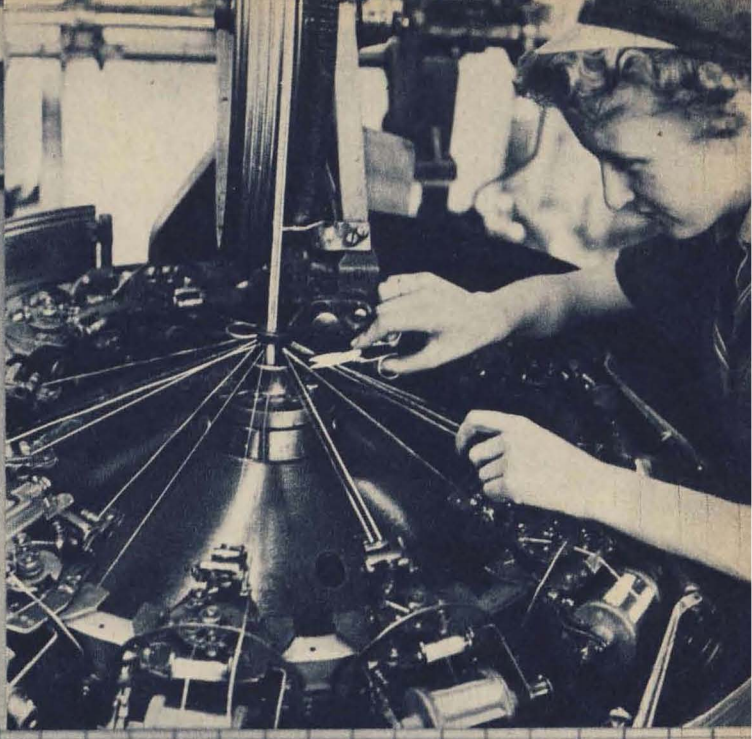
„Ein Igel macht Geräusche, als ob ein Mensch durchs Gras schleicht. Aber auch wenn ich weiß, es ist nur ein Igel, schaue ich beim Postengang lieber noch einmal nach. Vorsicht ist besser als Nachsicht", sagte Genosse Wolfgang.

Wenn sie ebenso gründlich ihre Traditionsecke gestalten! Aber überhaupt: „Weshalb haben Sie sich für diesen Auftrag gemeldet? Sind Sie beruflich vorbelastet?"

Die Frage schien beide zu verwundern. (Der eine ist Schweißer, der andere Elektriker): „Geschichte ist doch interessant. Urgemeinschaft, Sklaverei ... das hat uns schon in der Schule interessiert."

Doch sicher würde ein Blick in die Vergangenheit des genau 50 Jahre alten Kabelwerkes auch für ihre Traditionsecke bedeutungsvoller sein als etwa die Klostergründung in Vacha vor mehreren hundert Jahren ...

●

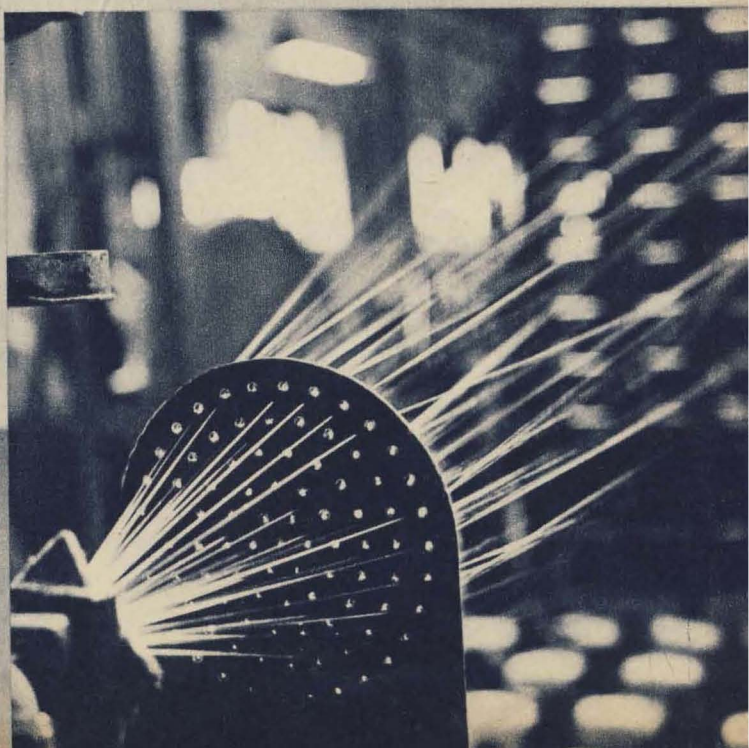


Unsere Gefreiten hätten in der Betriebschronik nur allzugern für ihre Traditionsecke eine Episode offener Klassenkämpfe gefunden. Ja, am 1. Mai 1933 hatte auf einem Schornstein eine rote Fahne geweht. 20 Mark zahlte die Betriebsleitung jenem, der sie wieder herunterholte. Später wurden einmal antifaschisti-

Moderne Schnellflechter. Maschinen wie Erzeugnisse sind in Vacha längst nicht mehr die alten.

Alle Kabelwerke bilden ein Kombinat, um einen überdurchschnittlichen Produktionszuwachs zu sichern.

Wie Spinnweben erscheinen die Drahtfäden, ehe aus ihnen ein stromführender Leiter wird.



sche Losungen auf einer Toilette geschrieben. Das ist, was die Chronik über revolutionäre, antifaschistische Tätigkeit bis 1945 berichtet. Kein Hinweis auf wehrpolitische Aktionen oder bewaffnete Kämpfe, auf Sabotage an der Kriegsproduktion. Und nicht einen einzigen Streik gab es.

Aber hatten die Arbeiter nicht grad hier Grund dazu? – Natürlich, Genossen Gefreite! Die Siemens-Ingenieure Ernst Schuchardt und Max Maltzahn hatten 1919 die kleine Rhönstadt nicht ohne Grund zum Sitz ihres Betriebes gewählt. Vacha lag im Bereich des Meininger Unterlandtarifes. Seine Löhne waren besonders niedrig. Der Kollege Manius, seit 1921 im Betrieb, kann „ein Lied davon singen": „Ich arbeitete an einer Flechtmaschine und verdiente wöchentlich 14 bis 15 Mark. Urlaub erhielt ich nur drei Tage." Ja, jahrzehntelang lagen oft selbst die Spitzenlöhne im Vachaer Kabelwerk unter den Durchschnittslöhnen der Elektroindustrie im übrigen Deutschland.

Und nicht ein Streik dagegen? Und was tat die Restbelegschaft, als im Krisenjahr 1926 viele Arbeiter entlassen wurden? Sie gab ihr schriftliches Einverständnis mit einer weiteren Lohnkürzung!

Im Krisenjahr 1932 waren ja wiederum nur 40 Prozent der Belegschaft im Werk. Und in diesen Jahren der größten Weltwirtschaftskrise keine sozialen Kämpfe wie im übrigen Deutschland? Nein, Genossen Gefreite!

? ? ? ? ?

Der Gründe sind viele, Genossen.

Da kam einmal zur Peitsche der elenden Löhne in Vacha auch das Zuckerbrot. Das Werk zahlte ein Kartoffelgeld, beschaffte verbilligte Kohlen, gab einen Durchschnittslohn als Weihnachtsgeld. Letztlich schloß man auch für Angestellte und Arbeiter, die 15 Jahre dem Betrieb angehörten, eine Lebensversicherung ab: für 11 Arbeiter mit je 1000 Reichsmark, für 15 Angestellte mit je 2000 RM und für die Aktionäre Schuchardt und Maltzahn – wie der Bericht einer Vorstandssitzung der Aktiengesellschaft belegt – in Höhe von 60 000 (!) Reichsmark. Eine „Unterstützungskasse für die Belegschaft" mit 433 000 RM war vor allem eine getarnte, teilweise steuerfreie Rücklage für eine eventuelle Notlage der Aktiengesellschaft. Daß all diese Gelder im übrigen Teil des von den Arbeitern geschaffenen Mehrwerts waren, banden die Herren Aktionäre den Arbeitern nicht auf die Nase.

Ja, die Vachaer Kabelwerker hatten keine Traditionen im Klassenkampf. Hier gab es noch keine KPD-Gruppe, die ihnen das „Geheimnis" der Ausbeutung hätte erklären können. Die meisten Kabelwerker gehörten noch nicht lange zur Arbeiterklasse. Und Erfahrungen im Klassenkampf, Genossen Gefreite, wollten damals wie heute erst erworben sein. Die meisten Kabelwerker kamen von den umliegenden Dörfern und besaßen meist noch ein Stückchen Land: eine dreifache Fessel – die der doppelten Arbeit (nach der Schicht im Werk

„Na, Jungs, einen Topf Tee gegen die Hitze?" – „Als Dankeschön auch einen Gruß an die Tochter."

Lübke auf dem Siechenberg. Nach Vacha können sie blicken, aber nicht greifen.

eine zweite auf dem Acker), die der Unternehmerwillkür („Sie werden schon nicht verhungern") und endlich eine geistige (So mancher dachte noch als Landbesitzer und nicht als Proletarier). Nein, Genossen Gefreite: Eure Traditionsecke wird von keinem heroischen Streik der Kabelwerker berichten können. Aber was Ausbeutung und soziale Demagogie ist, könnt ihr anhand der Werksgeschichte euren Genossen zeigen. Und das ist sehr viel, Genossen!

●

„Je näher die Ereignisse der Gegenwart rücken, desto mehr läßt das Interesse der jungen Leute an der Geschichte nach", bedauerte der Berufsschullehrer Genosse Dost, der die Werkschronik verfaßt hat. „Die Zeit nach 1945 kennt man ja schon besser aus den Erzählungen der Verwandten zum Beispiel", bestätigt und ergänzt der Gefreite Wolfgang. Dabei haben Wissenschaftler doch festgestellt, daß gerade die Kenntnisse der Jugend

über die wichtigen Jahre seit Kriegsende meist lückenhaft und – selbst ist bei umfangreichen Detailkenntnissen – oberflächlich sind.

Äußerlich mögen die Ereignisse nach 1945 mitunter weniger dramatisch erscheinen als bewaffnete Kämpfe, harte Streiks und nächtliche, illegale Aktionen. Aber nur äußerlich, wie auch die Geschichte des Kabelwerks beweist.

Wie dramatisch waren doch die ersten Schritte der jungen KPD-Gruppe im Werk! Auch wurde der Betrieb nicht über Nacht volkseigen. Erst kam er unter Treuhand. Treuhänder aber wurde der frühere Direktor Schuchardt. Übrigens waren da erst die Amis gekommen. Als sie wieder abgezogen waren, hatten sie alle Konstruktionsunterlagen mitgehen lassen und das Entwicklungsbüro in Klump geschlagen. In den 50er Jahren entdeckte man beim Abriß einer Baracke eine Kiste. Die Werkleitung mußte sie vor Kriegsende hier vergraben haben. Die Konstruktionsunterlagen, die die Kiste enthielt, aber waren unbrauchbar, weil inzwischen technisch überholt.

An Dramatik hat es also seit 1945 nicht gefehlt, Genossen, selbst nicht in einer Angelegenheit, die euch so geläufig scheint wie etwa der Grenzverlauf bei Vacha.

Normen sind in euren Leipziger Betrieben so selbstverständlich wie die Arbeitskleidung, vom Betrieb gestellt, und das warme Mittagessen. Aber in der Vachaer Betriebschronik lesen wir für das Jahr 1949: „Kollege Georg Wiegand, der erste Normensachbearbeiter unseres Werkes, konnte nach beharrlicher Diskussion schließlich von einem Kollegen (Genossen Franz Glock) das Einverständnis zur Normaufnahme erwirken."

Und wieviel Diskussionen waren nicht schon vorausgegangen. Auf einer Betriebsversammlung am 6. November 1947 hieß es: „Erst muß mal mehr geleistet werden, dann erst kann man mehr einkaufen."

Eine Binsenwahrheit, nicht wahr, Genossen? Und dennoch steht in einem Protokoll vom 18. Oktober des folgenden Jahres noch immer: „Wir haben bisher immer gesagt, wir können keinen Akkord einführen, auch keine Leistungslöhne. Nun sind die gesetzlichen Anordnungen da, an der Wandzeitung hängt eine Veröffentlichung. Wir können auf die Dauer nicht sagen: ‚Wir können nicht, wir haben kein Material.' Für Maschinen, für die noch genügend Material vorhanden ist, muß der Leistungslohn eingeführt werden."

Genügend Material! Vom Krieg waren noch Kupferdraht zum Beispiel und Stahlbänder verblieben. Die waren inzwischen verbraucht, anfänglich unter anderem für Lockenwickler und Feuerzeuge und zum geringen Teil auch vertauscht, unter anderem gegen Hüte und Unterwäsche. Und jetzt? Die Elektroindustrie konnte noch nicht obenan stehen in der Entwicklung unserer Industrie. Und auf die einst üblichen Lieferungen aus dem Westen brauchte man gar nicht erst zu warten.

●

Doch das war noch nicht einmal die größte Bürde. Am besten, wir suchen den Kollegen Wiegand persönlich auf, Genossen!

„Ja, wenn man das Problem mit heutigen Augen betrachtet, versteht man schwerlich das Zögern und Zaudern der Kollegen. Wenn ich mit der Stoppuhr in die Werkhallen kam, um mir Werte zu erarbeiten – denn wir hatten damals keine Normentabellen –, mußte ich mir krumme Worte anhören. ‚Nach 45 haben wir nicht mehr nach Akkord gearbeitet. Jetzt willst du uns wohl antreiben, Schorsch!' Zu gut war ihnen noch das kapitalistische Refasystem in Erinnerung, nach dem sie pausenlos, ohne Verschnaufpause, schuften mußten."

Vor allem aber – die meisten hatten noch nicht begriffen, was es heißt, daß der Betrieb jetzt dem Volke gehörte. Der Wickler und Genosse Franz Glock hatte das schon verstanden. „Aber auch er hatte noch Bedenken, ob er auf seinen Lohn kommt", schildert Kollege Wiegand. „Und würden seine Kollegen nicht sagen, daß er ihnen in den Rücken fällt? Nach einer Probe legten wir dann die Norm fest. Jeden Tag besprachen wir uns über Schwierigkeiten. Vier Wochen wickelte und lötete Franz Glock seine Drähte nach Norm. Vier Wochen stichelte mancher Kollege. Als er seine Norm 10 Prozent übererfüllt hatte und auch seine Lohntüte dicker war, wurden nicht wenige stutzig."

Die Partei hatte die richtige Losung ausgegeben: „Erst mehr produzieren." Der Parteilose Wiegand hatte dann den unmittelbaren Anstoß gegeben, daß das Parteimitglied Glock zum Schrittmacher wurde.

●

Natürlich – eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Im Jahre 1950 nahmen 22 Kollegen am innerbetrieblichen Wettbewerb teil, weniger als anderswo in der DDR. Ein Gewerkschaftsbericht aus jenen Tagen sieht die Ursachen im „schwerfälligen Menschenschlag in der Rhön". Eine fragwürdige Erklärung, wie auch die spätere Entwicklung beweist. Am 6. Oktober 1962 wurde der Betrieb mit dem Orden „Banner der Arbeit" ausgezeichnet, und zum 20. Jahrestag bekam er den Staatstitel verliehen. Qualitätskabel aus Vacha gehen heute in viele Länder, auch nach Vietnam. Manches Werk im Dschungel und vielleicht auch manche Radarstation erhält Energie über ein gummiisoliertes Starkstromkabel aus der Rhön. Und wir hörten manchen Arbeiter in Vacha sagen, daß für sie die vorfristige Erfüllung der Vietnamaufträge obenan steht.

Doch, Genossen Gefreite, in eurer Traditionsecke im Kompanieklub wird auch das Kabelwerk einen würdigen Platz einnehmen können.

H. Palme und H. Huth

Piraten!

Im Juni standen drei SS-Männer aus dem ehemaligen KZ „Dora" vor den Schranken des Essener Schwurgerichts.
Der Tatbestand war klar.
Im KZ „Dora" mußten einst rund 50 000 Häftlinge Sklavenarbeit an Hitlers „Wun-

WAS IST GRAUSAM?

derwaffen", den V-Raketen, leisten. Regelmäßig und wahllos griff sich die SS Häftlinge heraus und mißhandelte sie. Auch Hinrichtungen waren im KZ „Dora" an der Tagesordnung. Auf dem Appell-Platz mußten alle Häftlinge vor den Galgen antreten. Dann wurden die zur Ermordung Ausersehenen herbeigeführt. Sie zeigten oft deutliche Spuren der Mißhandlungen. Ihre Hände waren auf dem Rücken gefesselt. Sie hatten einen Holzknebel im Mund, der durch im Nacken umeinander gedrehte Drahtenden in die Mundöffnung gepreßt wurde. Die Opfer hatten sich noch die Drohungen an die angetretenen Häftlinge anzuhören, dann wurden ihnen die Schemel unter den Füßen weggerissen, nicht bei allen gleichzeitig – einer nach dem anderen kam an die Reihe. Der letzte hatte die Ermordung all der anderen mit anzusehen. Bei größerer Körperlänge hingen die Opfer nicht frei, wodurch das Erleben der Exekution verlängert wurde. Jene, die bei der Abnahme vom Galgen noch Lebenszeichen von sich gaben, wurden erschossen oder mit den Schemeln erschlagen.
Die drei angeklagten SS-Leute hatten an all diesen Taten teilgehabt. „Die Verteidigung bestritt das überhaupt

Darf ein Mann aussehen wie ein Pirat?
Ja!

Darf ein Mann handeln wie ein Pirat?
Vielleicht!

Darf ein Mann riechen wie ein Pirat?
Niemals!

Hart sein im Nehmen, hart sein im Geben, das ist erlaubt; seinen Verstand kühl und überlegen einsetzen, das verlangt die moderne Zeit. Jedoch - transpirieren und riechen wie ein Pirat, das gehört bestimmt nicht zur modernen Zeit.
Deshalb nehmen Männer, die frisch bleiben wollen von morgens früh bis abends spät, Old Spice Deodorants. Das verhindert Körpergeruch, gibt Frische. Und das bedeutet viel - für Sie und andere.

Inserat aus dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel", Hamburg

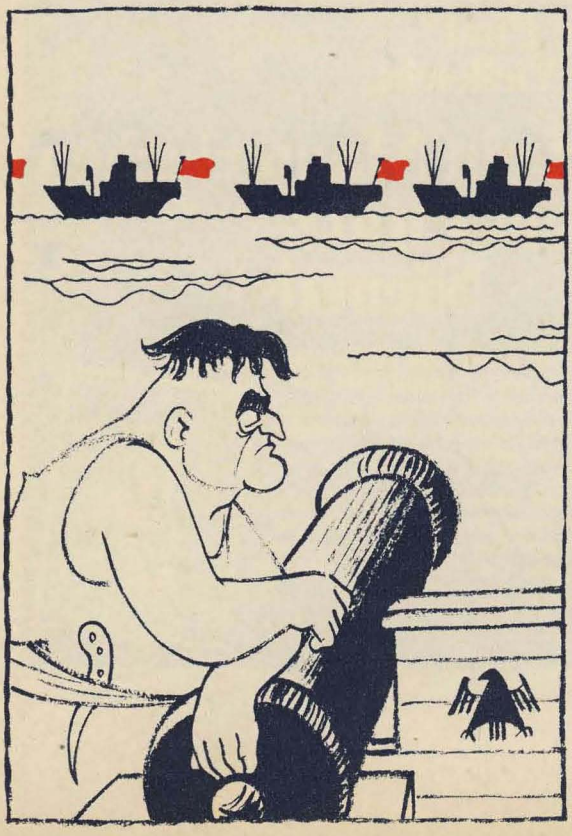
nicht. Nach der westdeutschen Art der Behandlung von NS-Verbrechen beschäftigte sich das Gericht vor allem mit der Frage, ob die Angeklagten Mord oder Totschlag verübt hätten. Zum Mord gehören drüben drei Kennzeichen: die Tötung muß aus „niedrigen Beweggründen", aus „Heimtücke" oder „grausam" erfolgt sein. „Einfacher" Totschlag dagegen wäre nach westdeutscher Gesetzgebung bereits verjährt.

Also bestritt die Verteidigung zwei dieser Mord-Motive. Das dritte gab sie nicht etwa zu. „Heimtücke" stand von vornherein vor den Schranken des Essener Schwurgerichts nicht zur Debatte. Und in der Tat – die SS-Männer hatten ihre Opfer ja offen, im Beisein von Tausenden umgebracht.

Verhandelt wurde vor allem, ob die Tötungen grausam waren. Der Gutachter, ein Professor der Gerichtsmedizin, sprach über historische und physikalische Probleme, über Entstehung und Entwicklung des Erhängens als Hinrichtungsart, über Fallhöhe und Fallgeschwindigkeit. Er vergaß nicht zu erwähnen, daß die Amerikaner bei der Hinrichtung der Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg dicke Seile verwandten, die langsamer durch die Ösen glitten. Darauf nickte der Schwurgerichtsvorsitzende und ergänzte, daß die SS im KZ „Dora" nur daumendicke Stricke verwandte. Als ersten Gutachter hatte der Schwurgerichtsvorsitzende übrigens den Essener Gerichtsmediziner befragt. Der erklärte, die Erhängung der Häftlinge sei nicht grausam gewesen. Die Pistolenschüsse, die nach erfolgter Erhängung oft noch notwendig waren, nannte der Schwurgerichtsvorsitzende fortweg „Gnadenschüsse".

Kiesinger: „Das ist ja der Trick – Piratenflagge, aber Vertrauen erweckend."

Zeichnungen: Klaus Arndt



Strauß: „Da gibt es nur eins – auseinandermanövrieren und dann einzeln kapern."

Verhandelt wurde in Essen vor allem, ob die Tötungen grausam waren. Und was aus dem dritten Kennzeichen eines Mordes, aus den „niedrigen Beweggründen" wurde? Diese Frage spielte eine untergeordnete Rolle. Die Angeklagten, so erklärte die Verteidigung, hätten mit ihren Taten Sabotage an der „Wunderwaffen"-Produktion und damit die Niederlage gegen den Feind verhindern wollen. Und so kämen also nach westdeutscher „Rechtsprechung" für Untaten wie die im KZ „Dora" nie und nimmer „niedrige Beweggründe" in Betracht.

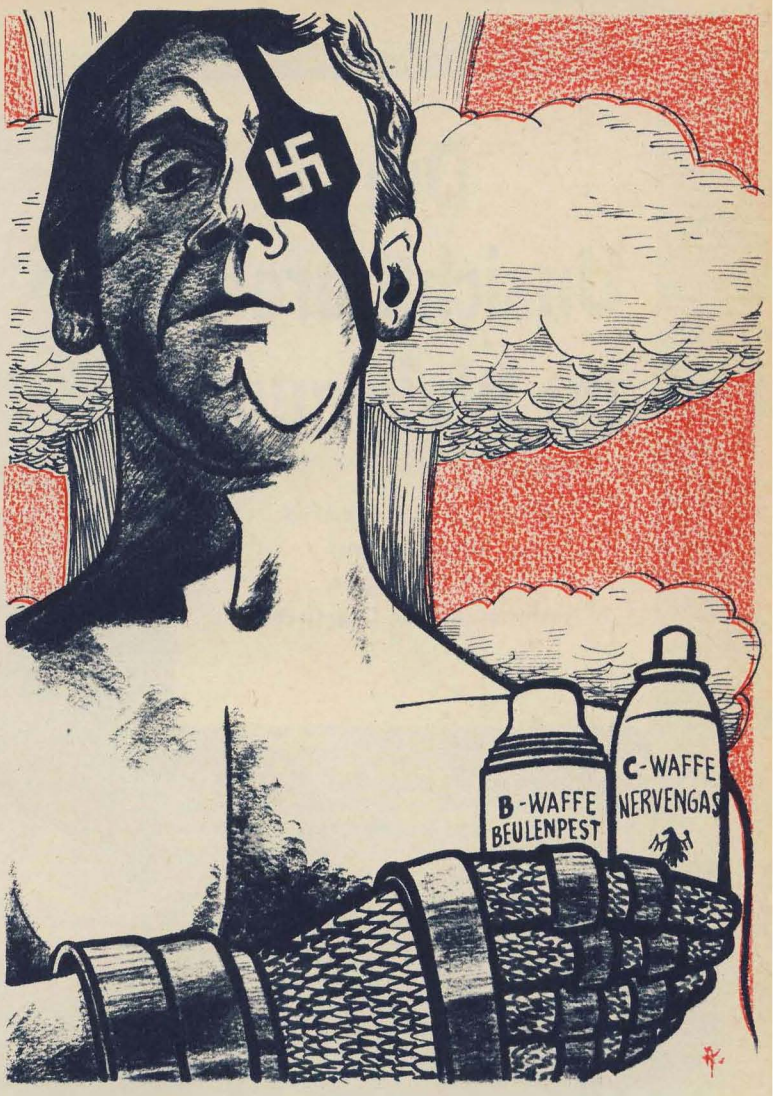
Darf ein Mann handeln wie ein Pirat? Sie sollen handeln wie Piraten!

PS. Erklärte der Bonner Justizminister am 11. Juni im Bundestag: „Wir brauchen keine Ratschläge aus der DDR für die Verfolgung von NS-Mordverbrechen."

»SURVIVAL«

Hier stehen Männer ihren Mann

Bei unserer Bundeswehr kann jeder zeigen, was in ihm steckt: in seinem Kopf, in seinem Herzen und – in seinem Bizeps. Wer hier bestehen will, braucht Kraft, Verstand und Mumm. Ob er als Staatsbürger seine Wehrpflicht erfüllt, freiwillig auf Zeit oder als Berufssoldat dient, ob Mannschaft, Unteroffizier oder Offizier, ob zu Lande, zu Wasser oder in der Luft – hier muß ein Mann ein Mann sein.



Dies ist ein Zeitungswerbetext der Bundeswehr. Das Foto darüber zeigt westdeutsche Gebirgsjäger während einer Übung in den Alpen. Der junge Mann, der sich derart (von den Bergen) rufen oder einberufen läßt, wird – wie zum Beispiel an der Ehrenwand in der Nagolder Eisberg-Kaserne – auch andere Worte lesen können: „Ewig lebe der Toten Tatenruhm". Weil das aber allein kaum den Offensivgeist hebt, bekommt er das Versprechen vom „Überleben" dazu, zu gut amerikanisch „Survival".

Aufklärung darüber verschafft die Truppenzeitschrift der 1. Gebirgsdivision Garmisch-Partenkirchen mit der Frage: „Was ist Survival?" Die Antwort folgt auf dem Fuße: „Ein recht seltsames Wort, das eine Wissenschaft, eine Kunst und einen Sport bezeichnet. Survival ist das Leben und Überleben in freier Wildnis. Oberstleutnant Hans-Otto Meißner verfaßte ein fundiertes Sachbuch mit dem Titel: ‚Die überlistete Wildnis' (367 Seiten, Leinen, 28,– Mark, Bertelsmann Sachbuchverlag Gütersloh). Was Naturfreunde und Pfadfinder sich freiwillig als Schwierigkeiten auferlegen, kann auf jeden von uns einmal zukommen. Eine ungewöhnliche Notlage kann uns dazu zwingen, in der lebensbedrohenden Wildnis zu überleben. Wie macht man mit einfachsten Mitteln Feuer? Wie findet oder gewinnt man Trinkwasser in jedem Gebiet? Wo und wie schläft man während der Nacht *in der Arktis oder Steppe*. Für jede erdenkliche Schwierigkeit hat das Buch einen Hinweis . . ."

Oberstleutnant Hans-Otto Meißner hat somit den globalstrategischen Einsatzbereich der Gebirgsjäger umrissen – imperialistische Pfadfinderei in „Arktis und Steppe". Wobei er noch nicht einmal als erster aus der Schule plauderte. Laut „Stuttgarter Zeitung" (2. 10. 1965) fahren die Gebirgsjäger seit langem ins Ausland und werden dort „in den Gebirgsformationen ausgebildet, *die es auf deutschem Boden nicht gibt.*"

Und wie sie dort ihren Mann stehen und stehen sollen, verrät auch das Kennwort einer dreitägigen Durchschlagübung eines Unteroffiziers-Vorausbildungslehrgangs im Gebirgsbataillon Sonthofen. Es lautete: „Ledernacken". Harte Männer nach dem Vorbild der US-Killer in Vietnam also.

Darf ein Mann handeln wie ein Pirat? Sie sollen handeln wie Piraten. *H. Huth*

Die Unsichtbaren im Weltraum

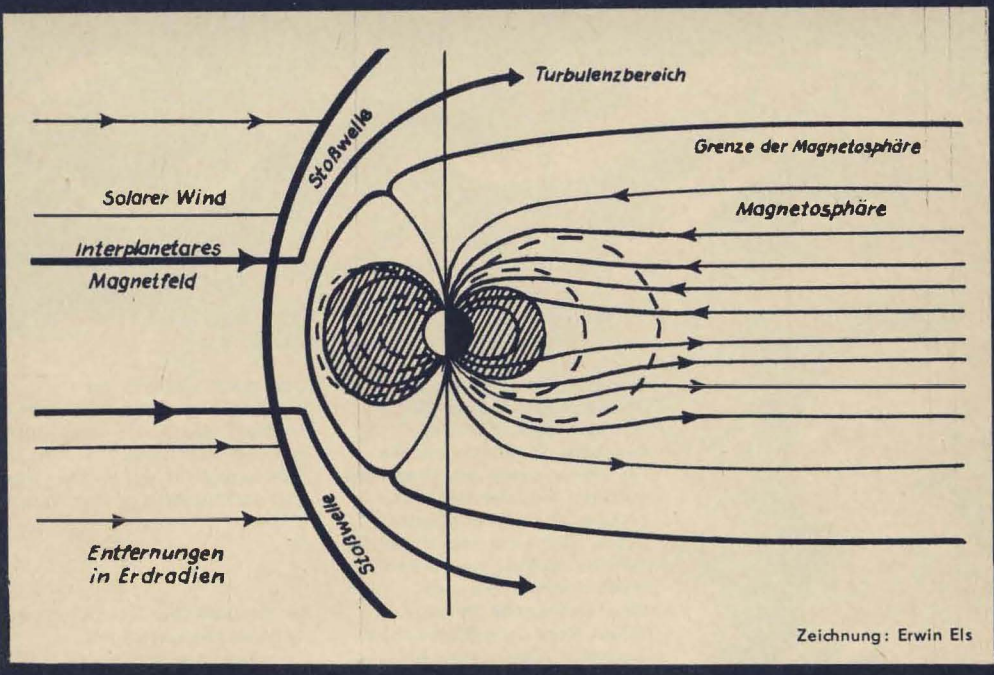
Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident
der Deutschen
Astronautischen Gesellschaft

In der utopischen Literatur wird oftmals von übermächtigen und geheimnisvollen Mächten geschrieben, die zur Unterhaltung des Lesers unsichtbar durch Raum und Zeit geistern. Diese Phantasieprodukte – unbekannte Erscheinungen und unsichtbare Gewalten – werden geduldet, weil sie eben in die utopische Literatur gehören. Sie nimmt niemand ernst. In der Wirklichkeit aber existieren tatsächlich „Unsichtbare" im Weltraum. Sie gehören der Welt der Realitäten, besser gesagt, der wissenschaftlich deutbaren Erscheinungen an. Ihre Existenz, wenn sie auch nicht mit den abenteuerlichen und spannenden Effekten ihrer „Konkurrenten" aus dem Reich der literarischen Phantasie Schritt halten kann, ist dennoch von außerordentlich interessanten Aspekten für unser menschliches Dasein begleitet. Man kann sich sehr leicht von ihrer Realität überzeugen. Es genügt beispielsweise, einen einfachen Kompaß zur Hand zu nehmen. Seine zitternd einspielende Nadel kündet von ganz speziellen unsichtbaren Kräften in der Natur, die wir als Magnetismus bezeichnen. Und die Unsichtbaren, von denen hier im weiteren gesprochen werden soll, sind die Kraftlinien kosmischer Magnetfelder beziehungsweise diese Felder selbst.

Bleiben wir bei der Magnetnadel. Sie zeigt zunächst ganz allgemein an, daß unsere Erde ein „permanentes" Magnetfeld besitzt, und zwar analog dem eines gewöhnlichen Stabmagneten, dessen Kraftlinien man bekanntlich in der Ebene eines aufgelegten Papierblattes durch Eisenfeilspäne sichtbar machen kann. Man nennt ein solches zweipoliges Kraftfeld ein „Dipolfeld". Über seine Ursache ist heute noch immer nicht die letzte Klarheit erreicht. Sicher ist aber, daß es seine Entstehung den besonderen physikalischen Bedingungen im Erdinneren verdankt, wobei offenbar die Erdrotation eine entscheidende zusätzliche Rolle spielt. Wichtige Beiträge zur Klärung dieser Verhältnisse waren vor allem von vergleichenden Untersuchungen an anderen Körpern des Sonnensystems (Erdmond, Planeten) zu erwarten, die allerdings die Hilfestellung der Raumflugtechnik voraussetzten.

Die Konsequenzen aus der Existenz des permanenten Erdmagnetfeldes sind – wie man inzwischen weiß – von weitreichender Bedeutung, speziell für das organische Leben auf der Erde. Schon seit längerem war bekannt, daß die Stärke dieses Feldes nicht konstant, sondern gewissen Veränderungen unterworfen ist, die offensichtlich mit Vorgängen im Weltraum zusammenhängen. So gibt es Wechselbeziehungen zwischen Polarlichtern und Variationen des Erdmagnetfeldes, die eindeutig von Vorgängen auf der Sonne ausgelöst werden. Als Deutung fand man, daß bei den sogenannten „solaren Eruptionen" ganze Wolken oder Schauer von Strahlungsteilchen in den Raum geschleudert werden, die dann nach einer bestimmten Laufzeit die Erde erreichen und dort wegen ihrer elektrischen Ladung im Erdmagnetfeld zu dessen Polen hinwandern und schließlich in den hochverdünnten Gasen der Hochatmosphäre die Leuchterscheinungen der Polarlichter hervorrufen. Eine solche Wolke bewegter elektrisch geladener Partikel besitzt auch selbst ein Magnetfeld, das seinerseits mit dem der Erde in Wechselwirkung tritt und dabei die magnetischen Störungen hervorruft, die sich zu regelrechten „Magnetstürmen" steigern können. Letztere lassen nicht nur den über die Ionosphärenschichten abgewickelten Funkempfang teilweise oder ganz zusammenbrechen, sondern richten auch unter Umständen an Freileitungen und in elektrischen Stationen des Hohen Nordens schwere Zerstörungen an. Die Einzelheiten dieser Vorgänge blieben jedoch wiederum vielfach unklar.

Nachdem mit Hilfe der Raumflugtechnik entsprechend instrumentierte Meßsatelliten und Raumsonden in den erdnahen sowie in den lunaren und interplanetaren Raum geschickt werden konnten, ergab sich ein überraschendes und eigentlich von niemand vorausgeahntes Bild. Es zeigte sich, daß die Erde sozusagen von einem magnetischen „Käfig" umgeben ist, der sie vor den kosmischen, vor allem den solaren Teilchenstrahlungen abschirmt und der seine primäre Ursache im permanenten Magnetfeld der Erde hat. In diesem, heute allgemein als Magnetosphäre bezeichneten Gebiet, das von rund 150 km Höhe an etwa 10 bis 15 Erdradien weit in den Raum hinausreicht, werden die kosmischen Strahlungsteilchen in verschiedenen Häufungszonen (Strahlungsgürtel) regelrecht „gefangengehalten". Dabei bewegen sich diese elektrisch geladenen Teilchen erstens in Spiralbahnen um die Feldlinien des Erdmagnetfeldes, zweitens pendeln sie zwischen magnetischen Spiegelungspunkten im Norden und Süden hin



Zeichnung: Erwin Els

und her, und drittens driften sie quer zu den Feldlinien um die Erde. Durch ihre Bewegung entsteht naturgemäß (Dynamoeffekt) ein sekundäres Magnetfeld, das sich dem permanenten überlagert und dessen Käfigwirkung in Abhängigkeit von seinen eigenen Veränderungen verstärkt oder abschwächt.

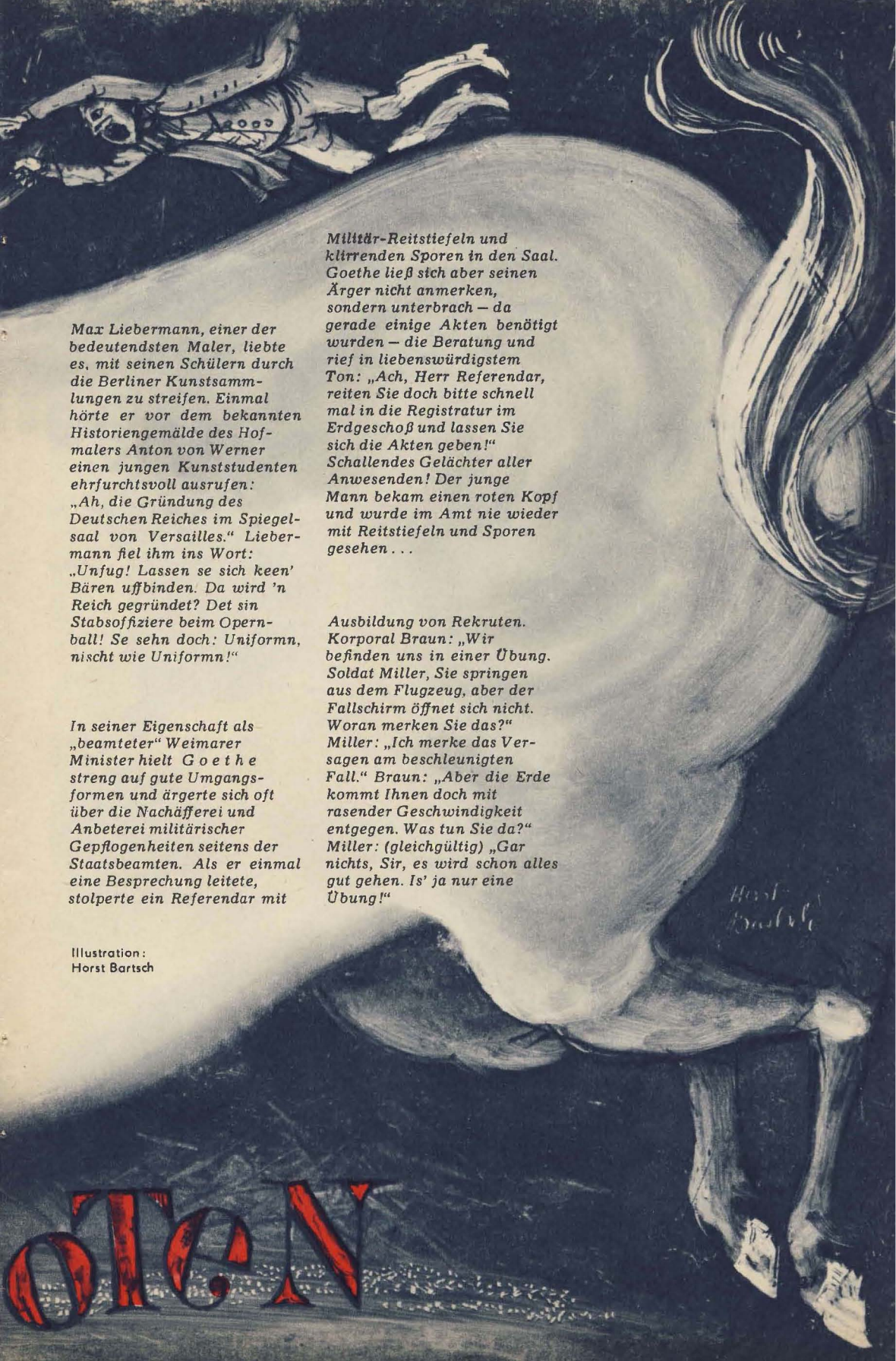
Die Ursache für diese Veränderungen liegt eindeutig bei der Sonne, die übrigens auch schon die normale, also ungestörte Struktur der Magnetosphäre beeinflußt. Ohne ihre Mitwirkung hätte diese die Gestalt eines zum magnetischen Erdäquator symmetrischen, etwa schlauchförmigen (Toroid-) Ringes. Von der Sonne geht aber, wie mit Raumflugkörpern bestätigt wurde, neben den sporadischen Teilchenschauern der Ausbrüche ständig ein Strom geladener Teilchen radial in den Raum hinaus. Die Partikel dieses „Sonnenwindes" haben in der Nähe der Erde eine Geschwindigkeit von etwa 300 bis 500 km s. Der anströmende Sonnenwind und das von ihm mitgeführte solarinterplanetare Magnetfeld verformen die Magnetosphäre in der Weise, daß sie auf der Sonnenseite etwas abgeplattet wird, während sie in der entgegengesetzten Richtung schweifartig bis weit über die Mondbahn hinausreicht. In der Berührungszone von Sonnenwind und Magnetosphäre bildet sich dabei eine magnetische Stoßfront aus, die im allgemeinen die Teilchen des Sonnenwindes am Eindringen in die Magnetosphäre hindert und sie vielmehr um den Magnetkäfig herumleitet. In bestimmten Bereichen können sie allerdings, wenn der Sonnenwind mit Teilchenschauern gelegentlich „auffrischt", vereinzelt in die Magnetosphäre eindringen und bilden so den Hauptanteil der Partikel in den Strahlungsgürteln. Aus diesem nur grob-schematisch skizzierten Bild läßt sich immerhin die enorme Bedeutung der Existenz der Erdmagnetosphäre erkennen. Wie ein aufgespannter Schirm schützt sie die Erde und damit vor allem deren Lebewesen vor der sonst todbringenden energiereichen Teilchenstrahlung der Sonne. Man nimmt heute ziemlich sicher an, daß dieser natürliche Schutzkäfig entscheidend zur Existenz des Lebens auf der Erde beigetragen hat. Wegen der außerordentlich weitreichenden Konsequenzen, die damit diesen Problemen anhaften, kommt auch die Frage, wie es mit Magnetfeldern bei anderen Körpern des Planetensystems bestellt ist, ganz besonderes Interesse zu. Die bisherigen Raumflugunternehmen zum Mond und den beiden Erdnachbarplaneten Venus und Mars brachten in dieser Hinsicht recht bemerkenswerte Ergebnisse, denn bei keinem dieser Weltkörper konnte ein merkliches Magnetfeld nachgewiesen werden. Demzufolge fehlen dort auch die natürlichen Strahlungsschutzkäfige der Magnetosphären, was vor allem im Hinblick auf die bislang für so „erdähnlich" angesehenen Planeten Venus und Mars zu völlig neuen Überlegungen zwingt. Außer bei der Erde konnte vorläufig nur beim Planetenriesen Jupiter – mit radioastronomischen Verfahren – die Existenz einer Magnetosphäre nachgewiesen werden. Welche Schlußfolgerungen sich aus all dem im einzelnen ziehen lassen, muß weiter abgewartet werden, denn noch steht die Wissenschaft bezüglich dieser hochinteressanten und bedeutsamen Probleme erst am Anfang ihrer Erkundungen.

Anekd

Der einundsiebzigjährige Paul Krüger ist einer der wenigen noch lebenden deutschen Rotarmisten, die am Bürgerkrieg bis zum endgültigen Sieg der Oktoberrevolution teilgenommen haben. Der Veteran schilderte, wie ihn Rekrutenschinderei, Kadavergehorsam und Ungerechtigkeit im kaiserlichen Heer zum Revolutionär machten. Nach einer Odyssee erreichte er in der Ukraine endlich eine Reitereinheit Budjonnys. Der Regimentskommissar Schulenberg sprach deutsch und ernannte Krüger zu seinem Gehilfen. Der wandte ein, daß er kein Wort Russisch beherrsche. Er solle seinen Säbel sprechen lassen, entgegnete Schulenberg. Reiten könne er ebenfalls nicht, beklagte Krüger. Das lerne man im Gefecht, beharrte der Kommissar, und die Schmerzen im Hintern vergingen spätestens nach vierzehn Tagen.
Hier schaltete sich der Gesprächspartner ein und fragte Paul Krüger, ob diese Methode des Kommissars nicht sehr hart und wenig pädagogisch gewesen sei . . .

Überrascht schaute der Veteran auf, strich sich nachdenklich das Kinn und sagte dann schmunzelnd:
„Pädagogik ist gut — aber das allerwichtigste war der Sieg."

Im Verlaufe der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und England, die 1802 mit dem Friedensschluß von Amiens endeten, war Admiral Montrond mit einigen anderen Franzosen vom Kapitän eines englischen Kriegsschiffes auf hoher See gefangengenommen worden. Man kam schlecht miteinander aus. Eines Abends, als sich Montrond bei der Tafel erhob, um auf den Trinkspruch eines seiner Landsleute zu antworten, wurde er vom englischen Kapitän brüsk unterbrochen:
„Ich trinke nicht auf das Wohl von Franzosen — es sind alles Lumpen, ohne Ausnahme!"
„Und ich", konterte Montrond blitzschnell, „ich trinke aufs Wohl der Endländer! Es sind alles Gentlemen, aber es gibt Ausnahmen!"



Max Liebermann, einer der bedeutendsten Maler, liebte es, mit seinen Schülern durch die Berliner Kunstsammlungen zu streifen. Einmal hörte er vor dem bekannten Historiengemälde des Hofmalers Anton von Werner einen jungen Kunststudenten ehrfurchtsvoll ausrufen: „Ah, die Gründung des Deutschen Reiches im Spiegelsaal von Versailles." Liebermann fiel ihm ins Wort: „Unfug! Lassen se sich keen' Bären uffbinden. Da wird 'n Reich gegründet? Det sin Stabsoffiziere beim Opernball! Se sehn doch: Uniformn, nischt wie Uniformn!"

In seiner Eigenschaft als „beamteter" Weimarer Minister hielt G o e t h e streng auf gute Umgangsformen und ärgerte sich oft über die Nachäfferei und Anbeterei militärischer Gepflogenheiten seitens der Staatsbeamten. Als er einmal eine Besprechung leitete, stolperte ein Referendar mit Militär-Reitstiefeln und klirrenden Sporen in den Saal. Goethe ließ sich aber seinen Ärger nicht anmerken, sondern unterbrach – da gerade einige Akten benötigt wurden – die Beratung und rief in liebenswürdigstem Ton: „Ach, Herr Referendar, reiten Sie doch bitte schnell mal in die Registratur im Erdgeschoß und lassen Sie sich die Akten geben!" Schallendes Gelächter aller Anwesenden! Der junge Mann bekam einen roten Kopf und wurde im Amt nie wieder mit Reitstiefeln und Sporen gesehen . . .

Ausbildung von Rekruten. Korporal Braun: „Wir befinden uns in einer Übung. Soldat Miller, Sie springen aus dem Flugzeug, aber der Fallschirm öffnet sich nicht. Woran merken Sie das?" Miller: „Ich merke das Versagen am beschleunigten Fall." Braun: „Aber die Erde kommt Ihnen doch mit rasender Geschwindigkeit entgegen. Was tun Sie da?" Miller: (gleichgültig) „Gar nichts, Sir, es wird schon alles gut gehen. Is' ja nur eine Übung!"

Illustration:
Horst Bartsch

OTEN

Mit verdoppeltem Eifer kämpfen die Angehörigen der Befreiungsstreitkräfte seit Gründung der Republik Südvietnam gegen die amerikanischen Okkupanten und deren Saigoner Handlanger; immer wirkungsvoller werden ihre Aktionen.

DIE „RUHE" vor dem Sturm

Von Iwan Stschedrow

Bataillonskommandeur Ba sieht abgespannt aus. In den letzten Tagen hatte er viel zu tun, und schlafen konnte er auch nur mit Unterbrechungen. Sein Bataillon wurde vor kurzem mit neuen Soldaten aufgefüllt, und auf Befehl des Hauptquartiers der Befreiungsstreitkräfte der Republik Südvietnam sind neue Waffen angekommen.

Dazu die Gefechtsausbildung, der Politunterricht und militärische Einsätze, die alle unter schwierigen Bedingungen hier im Dschungel durchgeführt werden müssen. Und dann das im Augenblick Wichtigste: Das Bataillon soll an einer vom Hauptquartier geplanten großen Operation teilnehmen. Viele Vorbereitungen gilt es zu treffen. Die Zeit wartet nicht . . .

Es war schon tiefe Nacht, als wir beim Bataillon eintrafen. Doch die kleine Hütte des Bataillonskommandeurs – nach draußen natürlich sorgfältig abgedunkelt – war drinnen noch erleuchtet.

Bataillonskommandeur Ba zählt etwas mehr als fünfzig Jahre. Er ist mager und sehnig. Viel hat er erlebt, seit er vor mehr als zwei Jahrzehnten – damals noch als bildhübscher junger Mann, wie die anderen sagen – in den Dschungel ging, um zu kämpfen. Es wurden Jahrzehnte des fast ununterbrochenen Krieges und bewaffneten Kampfes, Jahrzehnte, die seinem Gesicht ebenso wie dem vieler anderer ihren Stempel aufgedrückt haben.

Zum Beispiel Bataillonskommissar Hai, der zu uns in die Hütte tritt, kaum daß er von unserer Ankunft erfahren hat. Auch er ist etwa fünfzig Jahre alt.

„Die Kommandeure der Gruppen, Züge und Kompanien sind allerdings meist junge Leute, ehemalige Partisanen oder illegale Kämpfer aus den Städten", erläutert er auf eine diesbezügliche Frage. „Sie besitzen bereits Kampferfahrungen und legen auch großen Eifer an den Tag – allerdings haben sie noch so manches nachzuholen, was einfach zu einem gut ausgebildeten Kommandeur gehört, und auch noch viel Theoretisches zu lernen.

Gegenwärtig entwickeln wir vor allem die Organisation des Zusammenwirkens, taktisch richtige Kampfführung und schnelle Manövrierfähigkeit . . ."

Ein Soldat erscheint, meldet sich und verstummt, als er uns bemerkt.

„Sprechen Sie nur, das ist ein sowjetischer Journalist, unser Gast", sagt der Kommandeur. Wie sich zeigt, ist die Meldung des Soldaten wirklich sehr dringend und wichtig.

„Der Gegner hat uns nicht bemerkt und ist wieder abgezogen", berichtet er knapp. Sofort wissen wir, was gemeint ist:

Unweit der Bataillonsstellungen war nämlich am Tage eine Gruppe Diversanten mit einem Sender festgenommen worden. Einige Stunden später tauchten über dem Dschungel amerikanische Flugzeuge auf und begannen ein ziemlich großes Planquadrat zu bombardieren und zu beschießen. Danach wurden von Hubschraubern Luftlandetruppen abgesetzt.

Hätten wir uns nicht zufällig länger als geplant unterwegs aufgehalten, so würden auch wir vielleicht gerade in jenem „Quadrat" gesteckt haben. Auch jetzt war es nur zwei Kilometer von uns entfernt.

Die im Dschungel gelandeten feindlichen Einheiten hatten damit begonnen, Wege durch das Unterholz zu schlagen. Natürlich war das rechtzeitig dem Bataillonsstab und über diesen auch dem Hauptquartier gemeldet worden. Das Bataillon hatte aufgrund seiner gut getarnten Stellungen offensichtliche Vorteile – dennoch wurde es angewiesen, einem Gefecht auf jeden Fall aus dem Wege zu gehen. Jene große Operation, die vorbereitet wurde, war wichtiger, und so mußte der Standort des Bataillons geheim bleiben.

Wie wir jetzt erfahren, hat sich der Gegner bei Einbruch der Dunkelheit – offensichtlich aus Furcht vor plötzlichen Überfällen, aber zugleich ohne etwas von den gefährlichen „Nachbarn" zu wissen – von seinen Hubschraubern abholen und zu seiner Ausgangsbasis zurückfliegen lassen. Doch die Frage, ob er nicht etwa am nächsten Tag wiederkehren und seine Aufklärungsaktion an der gleichen Stelle fortsetzen wird, bleibt natürlich offen.

„Ja, dann", bemerkt Genosse Ba, „dann werden wir eben die Stellung wechseln müssen, ohne daß der Feind das merkt."

Wir schalten den Transistorempfänger ein und hören die letzten Nachrichten des Saigoner Senders. Eine Meldung läßt uns aufhorchen: „Heute unternahmen Bataillone der republikanischen Armee zusammen mit amerikanischen Beratern (im Raum X, soundsoviel Kilometer von Saigon entfernt) eine Großoperation, an der sich über vierhundert Flugzeuge und Hubschrauber beteiligten. Da keine ‚Viet-Cong' festzustellen waren, beendeten sie am Abend ihre Operation . . ."

Wir lachen aus vollem Halse.

Dann wird es Zeit, Abschied zu nehmen. Als uns Genosse Ba auf dem Pfad ein Stück durch den Dschungel geleitet und sich verabschiedet, spricht er auf einmal einige russische Worte, die er irgendwo gelernt hat: „Do swidanija, Towarischtsch! Moskwa, Lenin, Sputnik."

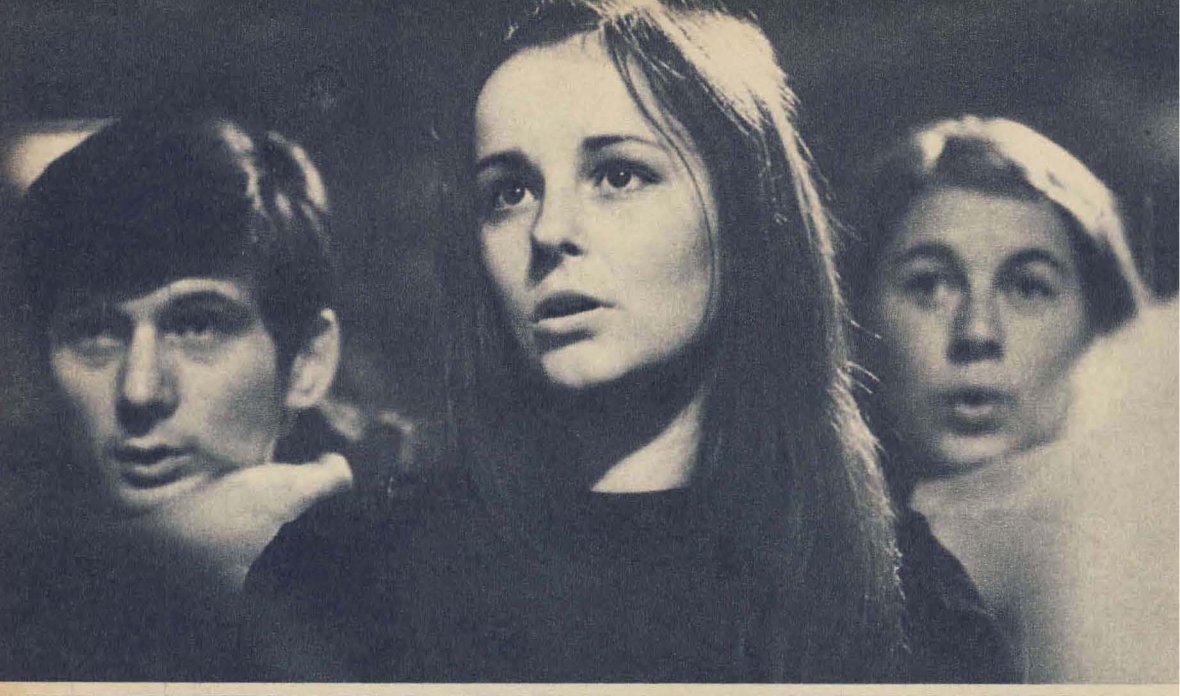
Dann verschwindet er im Dunkel.

GEBURTSORT:

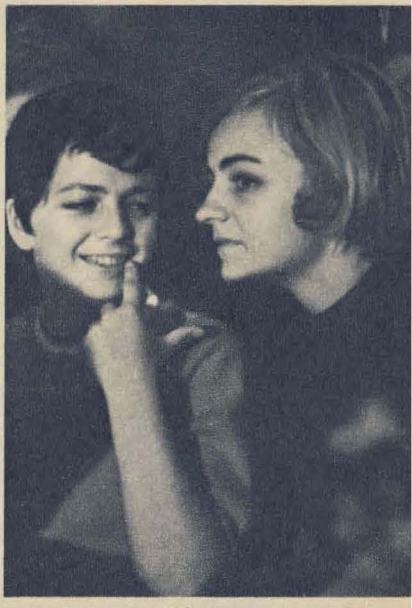
Feldlager

Sommer 1968. Die Einheit Tuchen zieht für Wochen ins Feldlager. Die Ausbildung ist hart. Jede Minute gefechtsbereit zu sein, fordert von jedem Genossen das letzte. Natürlich haben sie auch Freizeit, die Abende im Wald können sogar recht lang werden. Die einen spielen

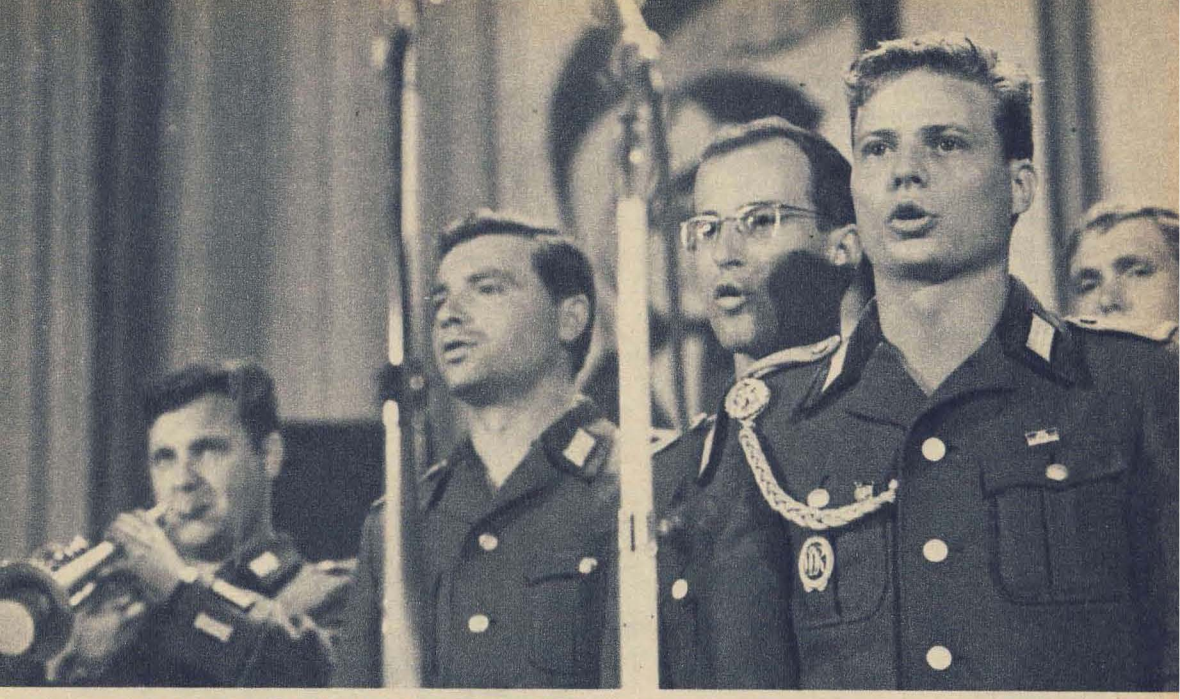
Volleyball, andere skaten, und wieder andere singen.
Ganz spontan finden sie sich so zusammen, die Soldaten Metelmann, Conrad, Kriebel, Reinhold, Schulze, um nur einige zu nennen, und Leutnant Müller. Sie singen alles, was ihnen einfällt – Schlager, Jugendlieder, Soldatenlieder. Gitarre und Akkordeon – vom Truppenteil ausgeliehen – geben dem Gesang noch mehr Zusammenhalt. Aus der Improvisation wird mehr. Sie stellen fest, das Singen macht einen Riesenspaß. Nicht nur um die langen Abende zu füllen, sondern überhaupt. Und man kann mit den Liedern allerhand sagen.
Ihren Kommandeur wecken sie



an seinem 39. Geburtstag mit einem Ständchen. Der ist überrascht. Seine Freude ist groß. Nun proben sie regelmäßig. Leutnant Müller bringt die vom Zentralrat der FDJ herausgegebenen „Oktav"-Hefte mit Liedern der Singebewegung mit in die Gruppe. Ihr Repertoir wird breiter.
Die anfangs „wilde" Sängergruppe erhält allmählich Profil, und es folgen bald die ersten Auftritte: zur FDJ-Aktiv-Tagung ihrer Einheit, vor der Belegschaft des Krankenhauses Rodewisch als ein „Dankeschön" für Hilfe und Unterstützung, vor der Bevölkerung Eibenstocks, die den „Genossen aus dem Wald" einmal in der Woche das Duschen ermöglicht hatte.
In Eibenstock treffen sie auch erstmals mit einem zivilen Singeklub zusammen, einer Gruppe aus Wismar. Beste Gelegenheit, den eigenen Stand festzustellen, Neues hinzuzulernen, Erfahrungen auszutauschen.
Daß sie allerhand hinzugelernt haben, beweisen sie in diesem Jahr. Im Juli 1969 fahren sie



nach Berlin zur Werkstattwoche der Singeklubs der DDR. Es wird ein großes Erlebnis für sie – der Bummel durch das neue Stadtzentrum der Hauptstadt, der Auftritt neben den anderen Singegruppen. Nun, sie holen noch keinen Preis, aber mit ihren gut gestalteten und ungekünstelt vorgetragenen



Armee-Liedern, mit ihrem sicheren, frischen Auftreten „kommen sie an". Sie spüren es, das junge Publikum geht mit, der Funke schlägt hinüber.
Beim nächsten Mal wollen sie wieder dabeisein, die Soldaten vom SINGEKLUB „MARSCH-RICHTUNGSZAHL 20".

Lew Kantorowitsch

Grenzerehre

Er hieß Mirkin.
Er hatte blondes Haar, einen riesigen Körper und unglaublich breite Schultern.
Niemand wußte, woher er stammte. Er pflegte in den Dörfern nahe der sowjetischen Grenze aufzutauchen und mit unbekanntem Ziel wieder zu verschwinden.
Sommers wie winters trug er einen gestrickten Pullover, eine graue Tuchjacke und hohe Kalblederstiefel mit aufgebogenen Spitzen, an denen er die Skier festmachen konnte. Keiner kannte den Wald besser als er. Er benutzte geheime Wildpfade und war selbst im undurchdringlichsten Dickicht zu Hause. Bei schlechtestem Wetter – in windigen, regnerischen Herbstnächten oder in winterlichem Schneesturm – ging er fort und war oft wochenlang verschollen. Dann tauchte er wieder in einem Dorf auf, schweigsam und mürrisch. Er trank wenig, aber an den Abenden saß er häufig in den Wirtshäusern, ohne sich je an Streitgesprächen zu beteiligen. In den Dörfern gewöhnte man sich allmählich an ihn, schenkte ihm keine Beachtung und merkte oftmals gar nicht, wann er wegging oder wiederkam.
Einmal im Spätherbst kam Mirkin mit blutüberströmten Gesicht zurück. Wo früher sein linkes Auge gewesen war, gähnte eine scheußliche schwarze Höhle.
Sowjetische Grenzsoldaten waren hinter ihm her gewesen. Ein Hund hatte seine Spur aufgenommen. Mirkin war auf einem Wildpfad geflohen, die Verfolger dicht auf den Fersen.
Es war eine sehr dunkle Nacht.
Mirkin konnte zur Seite ausweichen und sich ins Dickicht schlagen.
Dann überquerte er die Grenze.
Aber in der Finsternis stieß er gegen einen Ast und schlug sich das Auge aus. Sein schiefes Gesicht bekam einen noch böseren Ausdruck. Aber er gab seine Schmuggeltätigkeit, Spionage und Wilddieberei nicht auf.
Zur nächsten Begegnung zwischen Mirkin und den sowjetischen Grenzsoldaten kam es im Winter. Mirkin erblickte die Streife im Wald, etwa zwei Kilometer von der Grenze entfernt. Er wich zur Seite aus.
Im Dickicht war der Schnee locker. Die Skier sanken ein, verfingen sich in den Zweigen und Baumwurzeln. Schnell zu laufen war unmöglich.
Mirkin hörte einen Alarmschuß. Ein Grenzsoldat hatte seine Spur entdeckt. Wenige Minuten später kam Hilfe vom Stützpunkt. Die Grenzsoldaten liefen lautlos, aber Mirkin fühlte, wie sich der Ring um ihn zusammenzog. Als er am Rand einer kleinen Lichtung entlanglief, sah Mirkin einen Soldaten mit Hund. Der Hund strebte auf den Wald zu, und sein Führer konnte ihm kaum folgen.
Diese leisen, verteufelt klugen, wie Wölfe scharfen Grenzhunde waren das einzige auf der Welt, wovor sich Mirkin wirklich fürchtete. Er wußte, wie schwer es war, einen Hund zu täuschen, wenn dieser Spur aufgenommen hatte. Er wußte, wie schwer es war, einen Hund zu töten, wenn dieser mit zielstrebigen, ungleichmäßigen Sprüngen auf der Verfolgungsjagd war. Er wußte, wie schrecklich es war, wenn ein Hund, am Ziel angelangt, den Verfolgten lautlos von hinten ansprang.
Der Hund rannte geradewegs auf Mirkin zu. Mirkin schlug wieder einen Haken. Jetzt floh er nur noch vor dem Hund.
Auf einem steilen Berghang verließ er den Wald. Die Grenzsoldaten hatten ihn fast eingeholt. Aber schon war die Grenze in Sicht – eine flache Schlucht und ein Zaun am Fuß des Berges.
Tief gebückt, ohne sich umzublicken, floh Mirkin bergab. Er hörte hinter sich Schüsse. Die Einschläge wirbelten den Schnee um seine Füße hoch.
Noch nie war Mirkin so gut Ski gelaufen. Er fühlte keine Erschöpfung. Nach dem Endspurt lag die Grenze vor ihm.
Plötzlich rollte von der Seite, hinter den Bäumen hervor, der Hund wie ein graues Knäuel heran, und eine scharfe Stimme schrie das schreckliche Kommando: „Faß!"
Mirkin sah sich um. Ihm war, als bliebe er auf der Stelle stehen – so rasch kam der Hund näher.
In der Mitte des Berghangs, schon dicht an der Grenze, ragte ein Heuschuppen aus dem Schnee. Ein Balkenbau, nicht größer als acht Meter im Quadrat. Beim Eingang war der Schnee zertrampelt, die schwere Holztür stand halb offen. Vermutlich war vor kurzem Heu aus dem Schuppen geholt worden.

Mirkin flog aus dem Anlauf in den Schuppen, schlug die Tür zu und stemmte sich von innen dagegen.
Wenige Sekunden später hatte der Hund die Tür erreicht. Er knurrte, sprang hoch und kratzte.
Im Schuppen war es dunkel. Es roch nach Heu. Spärliches Licht drang durch einen Spalt zwischen den Balken. Mirkin sicherte die Tür mit einem Knüppel, zog sich tiefer in den Schuppen zurück und zog die Mauser.
Er hörte, wie die Grenzsoldaten zum Schuppen gerannt kamen. Der Hundeführer beruhigte das Tier.
Dann trat jemand an die Tür. Der Schatten eines Mannes verdeckte die hellen Ritzen. Die Tür erzitterte von Schlägen.
Mirkin schoß. Der Mann sprang zur Seite. Von draußen antwortete eine Gewehrsalve, die Kugeln schlugen ins Heu ein. Sie forderten Mirkin auf, sich zu ergeben. Der Wortführer war offenbar der Kompaniechef. Mirkin antwortete, daß seine zwei geladenen Mauser es ihm gestatteten, zuerst mindestens sechs Mann umzulegen und sich danach selbst zu erschießen. Er sei kein schlechter Schütze. Jede Kugel ein Treffer.
Der Kompaniechef sagte, daß sie ihn dann aushungern würden. Er habe sich selbst eingesperrt. Die Grenzsoldaten hätten den Schuppen umzingelt, und es sei unmöglich zu entkommen. Bald darauf wurde es dunkel.
Die Grenzsoldaten zitterten vor Kälte, sie traten von einem Fuß auf den anderen. Keiner hatte Lust zu reden. Sie hielten die Gewehre im Anschlag. Hin und wieder erneuerte der Offizier mit müder Stimme den Vorschlag, daß Mirkin sich ergeben sollte. Er bekam gleichmütige Antworten.
Der Frost verschärfte sich. Wolken bedeckten den Himmel, und es wurde noch dunkler.
Der Hund begann zu winseln und ab und zu kurz aufzuheulen. Er fror, und der Hundeführer brachte ihn zum Grenzstützpunkt zurück. Plötzlich stürzte die Schneedecke vom Schuppendach nach innen. Mirkin hatte unbemerkt Heu aufgehäuft und war auf das Dach gestiegen, die Skier an den Füßen. Etwa eine Sekunde lang stand eine seltsame schwarze Silhouette unbeweglich vor dem dunklen Hintergrund des Himmels, die Arme zum Kreuz ausgebreitet, Skistöcke in der Hand.

Dann sprang Mirkin herunter, über die Köpfe der Grenzsoldaten hinweg und jagte auf den Fuß des Berges zu.

Mirkin duckte sich tiefer auf seinen Skiern. In der Finsternis war er fast nicht zu erkennen. Ohne die Geschwindigkeit zu vermindern, durchquerte er die Schlucht, setzte mit einem Sprung über den Zaun und verbarg sich in dem dunklen Wald jenseits der Grenze.

Er war wieder entkommen, aber eine Kugel aus der Waffe des Kompaniechefs steckte in seiner rechten Schulter.

Hätte der Kompaniechef das gewußt, wären die Rügen und die Blamage für ihn leichter zu ertragen gewesen.

Daß ihnen Mirkin sozusagen aus den Händen geglitten war, traf sie schwer. Das schmälerte das Ansehen des ganzen Abschnitts, warf sie zurück im Wettbewerb mit den anderen. („Nicht eine Grenzverletzung mehr" – so stand es im Wettbewerbsprogramm.) Der Kompaniechef konnte sich den Fehler nicht verzeihen. Obwohl alle bezeugen konnten, daß Mirkin durch ein tollkühnes Manöver, fast durch ein Wunder entkommen war, gab er sich allein die Schuld. Er bekam allmählich das Gefühl, daß seine Soldaten ihm nicht mehr mit der gewohnten Achtung begegneten.

Die einzige Möglichkeit der Rehabilitierung war, den „ungreifbaren Mirkin" persönlich dingfest zu machen.

Hauptmann Loß machte schon seit einigen Jahren Dienst an der Grenze. Er galt als einer der besten Offiziere in der Einheit. In wenigen Tagen sollte er den Norden verlassen, um an der Militärakademie zu studieren. Das war Loß' lang gehegter Wunsch. In diesem Jahr endlich hatte er den Befehl bekommen, die Kompanie zur Übergabe und sich selbst auf die Akademie vorzubereiten. Alles war schon längst bereit. Die Koffer gepackt. An der Wand hing ein Kalender, auf dem Loß die Tage bis zur Abfahrt markiert hatte.

Im Regiment wußte man von seinem Traum und war deshalb sehr erstaunt, als von Loß ein Gesuch eintraf mit der Bitte, seine Kommandierung zur Akademie rückgängig zu machen und auf ein späteres Datum zu verschieben. Der Kommandeur forderte ihn auf, eine Erklärung abzugeben.

Loß erschien wie zur Parade – hoch zu Roß, in voller feldmarschmäßiger Ausrüstung. Im Schmuck seiner riemenverschnürten Jacke schritt er durch das Büro des Stabes.

Mit dem Kommandeur sprach er nicht länger als fünf Minuten. Er stand stramm und

wiederholte Wort für Wort seinen schriftlichen Bericht, wobei er noch einmal die Bitte betonte, ihn an der Grenze zu belassen.
Ein halbes Jahr machte Loß Jagd auf Mirkin. Es begann zu tauen. Der Frühling kam mit Regen, Sturm und aufgeweichten Wegen. Nicht einmal zu Pferd konnte man sie passieren.
Loß ging den Kompaniebereich zu Fuß ab. Mit Schlamm bespritzt, in seinen riesigen beschmutzten Stiefeln suchte er die einzelnen Posten auf.
In den Frühlingsnächten saß er auf der Lauer, schlug sich durch das dichteste Gestrüpp, in der Hoffnung, seinen Feind zu treffen. Im Sommer wird es an der Grenze ruhiger. In den stillen weißen Nächten, die hell sind wie der Tag, ist es sehr schwer, über die Grenze zu gelangen.
Aber Loß hörte nicht auf, nach Mirkin zu suchen. Nichts fürchtete er mehr, als daß man Mirkin ohne ihn fassen würde. Der Sommer ging zu Ende.
Im Wald leuchteten die roten und gelben Blätter der Ahorne und Birken vor dem schwarzen Hintergrund der Nadelbäume. Die Tage wurden kürzer. In dunklen Nächten peitschte der Regen. Der Wind bog die Bäume.
Genosse Loß, abgemagert, das Gesicht von Sonne und Wind gerötet, wanderte unermüdlich durch seinen Bereich. Ohne sich Ruhe zu gönnen, trabte er von einem Abschnitt zum anderen. Bei schlimmstem Wetter ging er die gefährdetsten Strecken ab.
Er lernte den Wald auswendig. Wie ein wildes Tier schlich er lautlos die Pfade entlang. In weichem Luchstrab arbeitete er sich durch das Dickicht.
Anspruchsvoll bis zur Pedanterie gegenüber den Kameraden, war er das Musterbild eines Grenzsoldaten.
Es war ein stürmischer Herbsttag. Der wütende Wind schien alles im Wald zerstören zu wollen. Die alten, mit Moos und Flechten bewachsenen Bäume knarrten. Der Wind pfiff wie toll in den Wipfeln. Trockenes Laub rieselte herab. Hin und wieder stürzten Bäume, vom Sturm geknickt.

Illustrationen: Wolfgang Würfel

In solchen Nächten finden die Grenzsoldaten keinen Schlaf.
Loß näherte sich der Grenze bis auf geringste Entfernung. Er ließ drei Soldaten im Hinterhalt am Pfad zurück und ging allein, hinter Sträuchern verborgen, an der Grenze entlang. Es begann zu regnen. Dicke Tropfen zerplatzten auf den Blättern.
Tief gebückt kroch Loß durch die Büsche. Es wurde so dunkel, daß er kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Er verlor die Orientierung, bis er gegen den Zaun stieß. Der Zaun folgte der Schneise an der Grenze.
Loß schlich weiter, entfernte sich vom Pfad. Die Schneise wurde immer schmaler. Dichtes Gebüsch und Fichtenstämme standen bis hart an die Grenzlinie.
Ohne etwas zu sehen, tappte Loß voran.
Ein Blitz zerriß den schwarzen Himmel. In seinem grünlichen Licht sah Loß auf einmal, daß ihm direkt gegenüber, an die Erde gedrückt, ein Mann hockte. Jener war so nahe, daß Loß gegen ihn gestoßen wäre, hätte er ihn nicht im Schein des Blitzes gesehen.
Vor Überraschung erstarrten beide für eine Sekunde, dann sprang Loß vorwärts und riß den Grenzverletzer um.
Der Feind war bedeutend größer und kräftiger als er. Loß spürte, wie der Mann mit der linken Hand nach seiner Kehle griff. Er schlug ihn aus Leibeskräften vor die Brust, und beide wälzten sich, Zweige brechend, am Boden.
Im nassen Moos, die Kleider von Baumwurzeln zerrissen, blieben sie liegen.
Loß fühlte heißen Atem an seiner Wange, er hörte, wie der Mann mit den Zähnen knirschte. Er glaubte schon, den Feind kampfunfähig gemacht zu haben, aber der andere packte ihn erneut an der Kehle.
Loß begann zu röcheln.
Er schrie. In seinen Ohren klang der Schrei sehr laut. Aber das kurze Wort „Halt!“ kam nur wie ein unterdrücktes Stöhnen aus seinem Mund. Trotzdem gelang es ihm, dem Grenzverletzer einen Hieb zu versetzen, der die Schläfe traf.
Der Feind ließ sich zur Seite rollen und sprang auf die Füße.
Der Himmel hellte sich ein wenig auf, und die riesige, undeutliche Silhouette des Mannes kam Loß jetzt seltsam bekannt vor.
Mit letzter Willensanstrengung spannte Loß alle Muskeln, verhielt den Atem.
Wie ein Maschinengewehr spuckte die Mauser zehn Kugeln aus. Der Grenzverletzer stürzte zu Boden, ohne einen Laut von sich zu geben.
Loß rappelte sich auf und ging schwankend wie ein Betrunkener auf den Feind zu.
Am Morgen ritt ein Grenzsoldat zum Stab der Einheit. Er überbrachte dem Kommandeur zwei Berichte vom Kompaniechef Loß.
Im ersten machte Loß die Meldung, daß ein „gewisser Mirkin“ bei dem Versuch, die Grenze zu überschreiten, erschossen worden war. Im zweiten bat Loß darum, ihn bei nächster Gelegenheit auf die Militärakademie zu delegieren.

Sturmwarnung

Wehen Winde ungebeten,
kommt, wie man verstehen kann,
nicht allein der Maat in Nöten,
sondern auch der Panzermann.

Ist die Seefahrt in der Regel
auch nicht Panzerfahrerart,
bleibt beim Anblick solcher Segel
doch auch ihm kein Sturm erspart.

H. K.

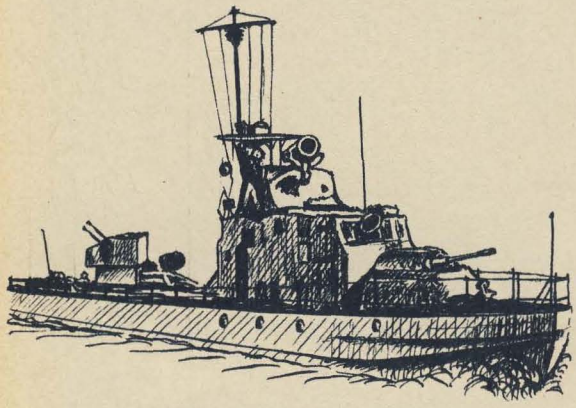
MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Eisfelder werden geortet

Nach zweijähriger Erprobung wurde in der Sowjetunion das Spezial-Fernsehsystem „Arktis" der Schiffahrt im Nördlichen Eismeer übergeben. Das System ermöglicht die Beobachtung von Eisfeldern in einem Umkreis von 50 km. Zur Erprobung waren Hubschrauber eingesetzt worden; jetzt werden die Kameras an Bord der jeweiligen Schiffe installiert.

Flußkanonenboot

Die sowjetischen Flußflottillen setzen Kanonenboote mit neuer standardisierter Bewaffnung ein. Die Hauptwaffe bildet eine Panzerkanone vom Kaliber 76 mm mit dem Originalturm des Schwimmpanzers. Ferner ist eine Zwillingslafette leichter Maschinenwaffen gegen Luftziele vorhanden. Infrarotsuch- und Zielscheinwerfer ergänzen die Bewaffnung.



Französischer leichter LKW mit PALR

Die Firma Atlantik-Trucks Div. Ateliers Legneu Meaux brachte den leichten Kampf- und Aufklärungs-LKW TF 4-20 SM heraus, der einen Spezialaufbau für vier drahtgelenkte Panzerabwehrlenkraketen besitzt.

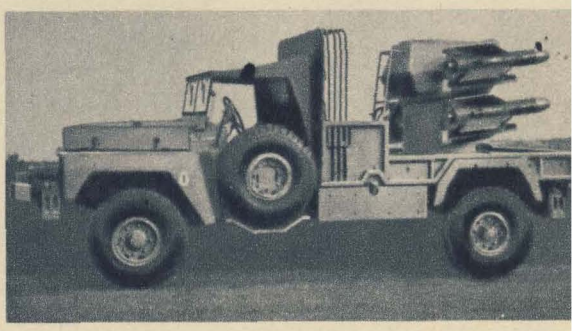
Die Masse des Fahrzeuges beträgt bei voller Zuladung 6750 kg, die Nutzlast 2500 kp. Als weitere Daten sind bekannt: Motor: 6-Zyl.-Ford, 115 PS bei 2800 U/min; Höchstgeschwindigkeit 80 km/h; Fahrbereich 1000 km; Steigfähigkeit 50 %; Watfähigkeit 0,8 m.

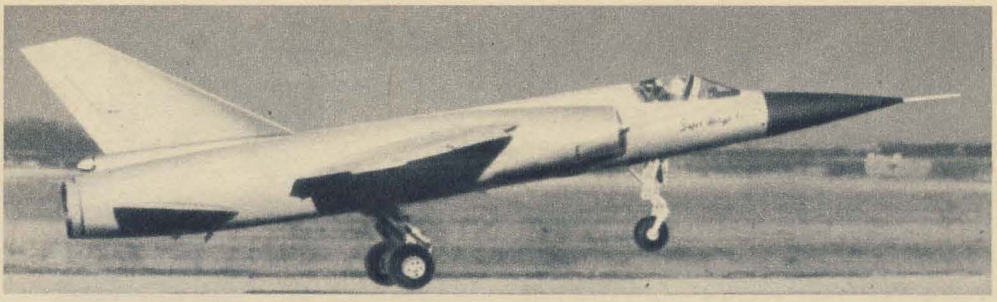
Einmannfloßsack

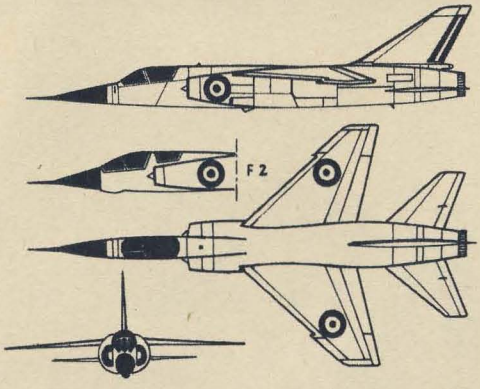
Zur Überwindung von Wasserhindernissen durch Einzelkämpfer nutzen die Einheiten der Tschechoslowakischen Volksarmee leichte rechteckförmige Floßsäcke, die in kürzester Zeit aufgeblasen werden können. Die Gummiflöße werden in zusammengefaltetem Zustand am Mann getragen.

Mobile Flugplatzleuchtfeuer

Eine Neuheit auf dem Gebiet der Flughafenbefeuerungsanlagen ist die mobile Garnitur MLOK-1 aus den Prager TESLA-Werken. Diese Garnitur von Leuchtfeuern ist mit einer eigenen Energieversorgung ausgestattet und wird auf eigenen Beförderungsmitteln transportiert. Sie kann auch auf unvorbereiteten Flugplätzen aufgestellt werden und in jeder Hinsicht selbständig arbeiten. Mit nur wenigen Bedienungskräften ist ein Flugplatz in etwa drei Stunden betriebsbereit. MLOK besteht aus dem Transport-LKW, dem Anhänger und dem Elektroaggregat. Der gesamte Zug ist 17,8 m lang, 2,58 m breit und 3,16 m hoch. Seine Einsatzmasse beträgt 22 150 kg.







Mirage F 1 und F 2

Die neue Generation französischer Kampfflugzeuge, die in sehr kurzer Zeit entwickelt wurde, besitzt nicht mehr den für Mirage-Flugzeuge so charakteristischen Deltaflügel, sondern Pfeilflügel und ein separates, tiefer gesetztes Höhenleitwerk. Die zweisitzige F 2 soll vornehmlich Aufklärungs- und Tiefangriffsaufgaben übernehmen, die einsitzige F 1 (Foto) hingegen wird als exportfähiges Nachfolgemuster der Mirage III angesehen und ist in erster Linie für Abfangaufgaben bestimmt. Beide Muster haben die gleiche Geometrie, besitzen gute Kurzstart- und Landeeigenschaften und kommen mit Start- und Landebahnen von 550 bis 700 m aus.

Die Standardbewaffnung setzt sich aus zwei 30-mm-Kanonen und zwei Infrarot-Raketen „Sidewinder" oder zwei radargesteuerten „Matra R 530" zusammen. Zusätzlich können an sechs Flügel- und einer Rumpfaußenstation Außenlasten mitgeführt werden.

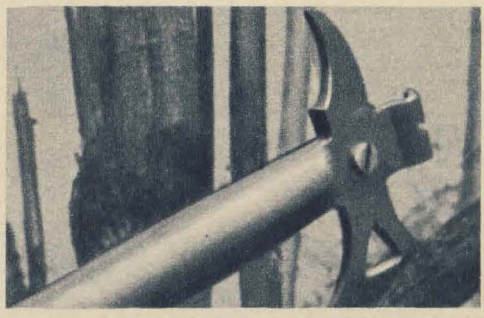
Ausgerüstet mit dem Triebwerk SNECMA ATAR 9 K-50 bei einem Schub van 7 150 kp bei Nachverbrennung erreichen die Maschinen Mach 2.

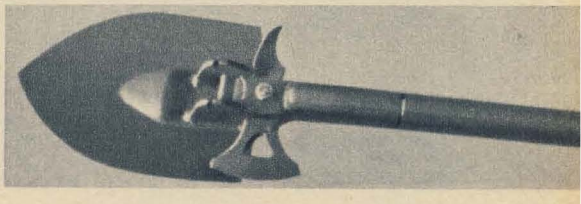
Konservierungsgerät

Neuerer des Kollektivs van Major Roschk, MB Leipzig, entwickelten ein Konservierungsgerät für LKW- und Panzermotore, die langfristig aufbewahrt werden sollen. Das Gerät zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß das Öl sowohl aufbearbeitet – d. h. entwässert – und auf eine Temperatur von etwa 70 Grad gebracht werden kann. Ein Magnet- und ein zusätzlicher Siebfilter sorgen für die einwandfreie Säuberung des Konservierungsmittels. Die Konservierungszeit ist äußerst minimal. Sie beträgt z. B. für einen P 3 nur 15 s. Die vielseitige Verwendungsmöglichkeit des Geräts zeigt sich darin, daß damit auch der Ölwechsel an den Fahrzeugen vorgenommen werden kann. Für den Feldeinsatz ist die Anlage mit einer 24-V-Batterie ausgerüstet und somit unabhängig vom Stromnetz.

Spezialspaten

Den Pioniereinheiten der Jugoslawischen Volksarmee wurde ein neuer Feldspaten zugeführt. Das Gerät, eine jugoslawische Entwicklung, ist universell einsetzbar; als Spaten, mit abgeklapptem Blatt als Hacke und mit gelöstem Blatt als Beil. Auch als Einreißhaken kann das Beil verwendet werden.





LARISSA REISNER (1895—1926), sowjetische Schriftstellerin und Revolutionärin, erlebte die Wochen der revolutionären Krise im Herbst 1923 in Deutschland mit. Nach Hamburg kam sie unmittelbar nach dem Abbruch der Kämpfe. Aus Gesprächen mit den Arbeitern und ihren Frauen, nun in die Illegalität untergetaucht, aus dem Eindruck der umkämpften Straßen und Viertel gestaltete sie die Tage des Kampfes nach.
Unser Beitrag ist ein Ausschnitt aus ihrer Reportage

Hamburg auf den Barrikaden

In Barmbeck begannen die Unruhen eine Woche vor dem Aufstand. Mittwoch, den 16. Oktober, nehmen die Arbeiterinnen und Frauen der kleinen Angestellten die Märkte in Besitz und zwingen die sabotierenden Händler, ihre Waren zu verkaufen.

Donnerstag und Freitag bilden sie eine Kette vor den Werften und veranlassen so die beschämten Männer, nach Hause zurückzukehren. Am selben Tag demonstrieren 15 000 Arbeitslose und Frauen auf dem „Heiligengeistfeld". Sonnabend findet im Gewerkschaftshaus eine ungeheure Versammlung statt, von wo die tausendköpfige Menge zum Rathaus zieht und die bewachte Bannmeile durchbricht.

Des Abends schreiten Zehntausende von Arbeitern unablässig, hartnäckig über die Fußstege. Die Polizei verhaftet über hundert Menschen, aber die unheimlichen Fußgänger sind nicht zu vertreiben. Aufregende Nachrichten verbreiten sich mit fieberhafter Eile: Die Reichswehr greift die Arbeiter in Sachsen an. Die Massen geraten in furchtbare Erregung. Es ist der Vortag der Revolution.

Sonntag nacht bringt ein Kurier die (fälschliche) Nachricht von einem Ausbruch in Sachsen. Der Befehl zum Generalstreik wird sofort den Bezirken mitgeteilt. Dutzende der größten Betriebe schließen sich der Deutschen Werft an, die schon seit Sonnabend bestreikt wird. Die zweite Arbeiterschicht verläßt die Werkstätten, durchbricht die Polizeiketten und dringt in das Zentrum ein. Gegen vier Uhr ist der Hafen stillgelegt. Eine hunderttausendköpfige Menge wogt durch die Straßen Hamburgs, verleiht ihnen das Aussehen einer bereits vom Aufstand erfaßten Stadt.

Um Mitternacht gehen die Führer auseinander, um die Mitglieder der Arbeiterhundertschaften zu benachrichtigen und zusammenzubringen. Die Partei in ihrer Gesamtheit und die breiten Massen der parteilosen Arbeiter sollten erst am Morgen von dem Aufstand erfahren, nachdem alle Polizeiwachen von den Stoßtrupps der Kampforganisation besetzt wären. Der Sturm auf die Polizeiwachen war für den 23. Oktober frühmorgens gleichzeitig in allen Stadtteilen geplant, und zwar für 4.45 Uhr, und erst nachdem diese genommen waren — die Einnahme und Entwaffnung der Wandsbeker Kaserne. Die militärischen Leiter sollten die Nacht mit ihren Leuten zusammenbleiben, niemand nach Hause entlassen und kein Licht anzünden; unter keinen Umständen durften die Leute „zur Verabschiedung von der Familie" beurlaubt werden. Nur diesen Vorsichtsmaßregeln ist es zu verdanken, daß die Polizei überrascht und ohne weiteres entwaffnet werden konnte. Man muß T. und jenen anderen

Im Herbst 1923 entwickelt sich in Deutschland eine revolutionäre Situation.
Die Inflation erreicht ihren Höhepunkt. Einer Goldmark entsprechen im September 23,5 Millionen Mark, im Oktober bereits 6 Milliarden Mark.
11.–14. AUGUST: Generalstreik zum Sturz der Cuno-Regierung.
12. AUGUST: Rücktritt der Cuno-Regierung.
26. SEPTEMBER: Reichspräsident Ebert verhängt den Ausnahmezustand über das ganze Reich.
10.–16. OKTOBER: Bildung von Arbeiterregierungen in Sachsen und Thüringen.
21. OKTOBER: Betriebsrätekonferenz in Chemnitz. Sie soll, dem Plan der Zentrale der KPD entsprechend, den sofortigen Beginn des Generalstreiks der gesamten deutschen Arbeiterklasse beschließen und damit den entscheidenden Kampf für die Errichtung einer Arbeiter-und-Bauern-Regierung auslösen. Sozialdemokratische Führer verhindern das durch die Drohung, die Konferenz zu sprengen. Reichswehr marschiert in Sachsen gegen die verfassungsmäßige Arbeiterregierung ein.
23.–25. OKTOBER: Bewaffneter Aufstand in Hamburg. In Unkenntnis des Verlaufs der Chemnitzer Konferenz und der danach erfolgten Aufhebung des Beschlusses über den bewaffneten Aufstand durch die Zentrale löst — den zuvor gefaßten Parteibeschlüssen entsprechend — die Hamburger Parteiorganisation den bewaffneten Aufstand aus. Der bewaffnete Kampf konzentriert sich vor allem auf das Arbeiterviertel Barmbeck, wo Ernst Thälmann die unmittelbare Leitung in Händen hat. Als sich klar abzeichnet, daß der Aufstand keine Unterstützung im Reich findet, treten die Hamburger Kämpfer auf Beschluß der militärischen Leitung den Rückzug an.

Genossen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die mit ihm zusammen diesen Kampfplan ausgearbeitet haben. Sie hatten die Sache halb gewonnen, als sie dem Aufstand diesen stillen, unvorhergesehenen Stoß der Kampforganisation voranschickten, der erstens den Gegner seiner Stützpunkte, der Polizeiwachen, beraubte, zweitens die Arbeiter auf Kosten der Polizei bewaffnete, drittens in den Massen das Bewußtsein eines schon erfochtenen Sieges erzeugt und sie damit um so leichter in den kaum begonnenen Kampf hineingezogen hat.

Hier einige Kleinigkeiten, die die Stimmung der Partei im Augenblick ihrer Mobilmachung schildern.

Es ist Morgendämmerung, man ist noch halb im Schlaf, empfindet die Kälte unerträglich, man möchte weiterschlafen – alles ist in freudloses Grau getaucht. Kurz – ein Augenblick, der nicht zur heroischen Pose angetan ist. Alles, was gesagt wird, klingt nüchtern und alltäglich.

Einer der Führer des Aufstandes eilt zu seinen Bezirksleitern, um ihnen den Befehl des bevorstehenden Aufstandes zu überbringen. Eine menschenleere Straße, ein schlafendes Haus, eine schwüle, schnarchende Wohnung. Ein Heim des ärmsten Arbeiters. Er steht auf, zieht sich an, ohne zu fragen wozu und wohin, ohne einen Augenblick zu zögern. Ein ruhiger Händedruck – und die glimmende Zigarette entfernt sich langsam in der Dunkelheit.

Ein anderer Winkel in einem Arbeiterviertel. Die Frau öffnet die Tür, hilft dem Mann die Sachen zusammenzubringen, leuchtet mit einem Lichtstummel über den Küchentisch, über dem der Stadtplan ausgebreitet liegt. Sie nimmt sich lange zusammen, und tief klingt es, mit einem Gefühl der größten Befreiung, als sie sagt: „Endlich geht's los . . ."

In der dritten Behausung sagt die Frau zu ihrem Mann, der nicht schnell genug fertig wird: „Nu mock di man fertig!"

Es gab keine Straße in Barmbeck, keine Gasse, keinen einzigen Durchschlupf, der nicht mit zwei, drei Hindernissen versperrt worden wäre. Die Barrikaden wuchsen wie aus der Erde, vermehrten sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es gab keine Sägen und keine Schaufeln – man verschaffte sich welche. Die Bewohner wurden zu Erdarbeiten herangezogen – schwitzend schleppten sie Steine herbei, wühlten das Pflaster auf und sägten die geheiligten Bäume der öffentlichen Gärten nieder.

Die Barrikade, als eine Festungsmauer zwischen den Gewehren der Revolutionäre und den Geschützen der Regierung, ist längst verschwunden. Sie dient keinem mehr als Schutz, sondern ist nur noch Hindernis. Jetzt ist es eine leichte, aus Bäumen, Steinen, umgestürzten Wagen gebildete Wand, die einen tiefen Graben, eine Grube, einen Schützengraben tarnt, als Hindernis für die Panzerautos, diese gefährlichsten Feinde des Aufstands. Gerade im Schützengraben liegt der Sinn der modernen Barrikade. Aber die alte Barrikade dient noch immer den Insurgenten. Quer über die Straße getürmt, macht sie es unmöglich zu erkennen, was eigentlich hinter ihren drohenden, zerzausten Kulissen geschieht; sie lenkt die Aufmerksamkeit des Gegners auf sich, dient ihm als einzige sichtbare Zielscheibe. Die Barrikade empfängt mit ihrer leeren Brust standhaft das ganze wilde Feuer, das die Truppen gegen den unsichtbaren Gegner abgeben. Und noch ein neuer Zug, der das Bild des Bürgerkrieges, seine ganze Strategie und Taktik vollständig verändert hat. Die Arbeiter sind unsichtbar, unfaßbar geworden. Die Ar-

Illustration: Hans Röde

beiter kämpfen fast nicht mehr in den Straßen, die sie vollständig der Polizei und den Truppen überlassen. Ihre neue Barrikade – mit Millionen von geheimen Durchgängen, mit Millionen von zuverlässigen Schlupfwinkeln – ist die Arbeiterstadt in ihrer Gesamtheit, mit allen ihren Kellern, Böden und Wohnungen; jedes Fenster des ersten Stockwerks ist eine Schießscharte dieser uneinnehmbaren Festung. Die Truppen sind gezwungen, auf offener Straße anzugreifen. Die Arbeiter nehmen den Kampf bei sich zu Hause auf. Alle Versuche der regulären Truppen, Barmbeck am Dienstag einzunehmen, scheiterten gerade an der verstreuten, unsichtbaren und unfaßbaren Aufstellung der Schützen, die von irgendwo aus den Fenstern des zweiten Stockwerks, sich in aller Ruhe das Ziel suchten, während unten die hilflosen Haufen der Polizei die leeren Barrikaden buchstäblich mit Feuer überschütteten.

Die eigentlichen Kämpfe dauern den ganzen Dienstag an. Die ersten ernsten Attacken beginnen gegen elf Uhr vormittags. Am hartnäckigsten spielen sie sich an der Von-Essen-Straße ab und längs der Barrikadenlinie, die sich von beiden Seiten dem Eisenbahndamm zuwendet. Die Polizei stürmt den Bahnhof. Ihre Abteilungen laufen den Bahndamm entlang, um die Kämpfer von oben zu vertreiben. Der erste und der zweite Hinterhalt lassen sie ungeschoren vorbeilaufen. Vom dritten überschüttet sie ein mörderisches Feuer. Man schießt nicht nur hinter den Deckungen hervor, sondern auch von allen umliegenden Dachböden. Die Schützen sind auf den Dächern verstreut, halten ganze Straßen, die wichtigsten Kreuzungen und Plätze unter Feuer.

Die Kämpfe am Bahnhof werden immer erbitterter. Den Arbeitern gelingt es nicht nur, einige feindliche Kolonnen vom Bahndamm zu vertreiben, sie suchen auch selbst zum Angriff

überzugehen. Aber der freie Platz vor dem Viadukt wird von Panzerwagen beschossen. Es ist unmöglich, ihn zu passieren. Doch die Arbeiter gehen dennoch ins Feuer unter dem Schutz mächtiger Baumstämme aus einem benachbarten Holzlager. Ein ganzer Wald setzt sich in Bewegung, bildet eine ausgezeichnete Festung, hinter der die Schützen ihre systematische Arbeit fortsetzen.

Gegen fünf Uhr nachmittags flutet die Welle der Truppen und der Polizei lärmend zurück. Ihre Verluste sind ungeheuer.

Indessen ist das schweigsame Barmbeck, auf das sich die Dämmerung wie ein nebliges Betttuch senkt, in aller Stille in zwei Hälften zerschnitten worden. Anderthalbtausend Mann regulärer Truppen schneiden das nördliche Barmbeck von dem südlichen ab.

Ein fester Knäuel schiebt sich vor die Kehle Barmbecks. Es ist wahr, die revolutionären Posten sind noch auf ihren Plätzen, aber die Tageszeit ist gegen sie. Der Feind gewinnt mit jedem Tropfen Finsternis, die die Nacht gewaltsam in den dunklen zusammengebissenen Rachen der Vorstadt gießt.

Nun sind die Weißen ebenso unsichtbar und also auch unverwundbar wie die Aufständischen. Und ihrer gibt es viel mehr.

Mittwoch, den 24., sah sich die leitende Gruppe gezwungen, das Rückzugssignal zu geben, nicht, weil die Arbeiter geschlagen wurden, sondern weil von einer gesamtdeutschen Revolution keine Spur zu sehen war. Welchen Zweck hätte es gehabt, den Kampf in Hamburg fortzusetzen, der einsam entbrannt war? Aber es ist nicht so einfach, den Rückzugsbefehl in einer siegestrunkenen Stadt zu geben, in der die Verteidigung jeden Augenblick zum Angriff übergehen kann, wo es Hunderte von Barrikaden gibt, wo die Arbeiterschaft sich zum allgemeinen Angriff, zum letzten Akt des Bürgerkriegs – zur siegreichen Machtergreifung vorbereitet.

Den ersten Kurier, P., der den Rückzugsbefehl auf die Barrikaden brachte, warf man mit einer gewaltigen Ohrfeige zu Boden. Er war ein alter, ehrlicher Arbeiter, der während des ganzen Aufstandes zusammen mit seiner Familie den gefahrvollen Kurierdienst geleistet hat. Genosse P. wurde blutrot wie seine zerschlagene Wange, wenn er an diese Ohrfeige zurückdachte, die er so unverdient von seinen Genossen erhalten hatte. Das ganze Arbeiter-Hamburg griff sich wie er an die Wange und biß die Zähne im Schmerz zusammen, als es den Befehl erhielt, den Aufstand zu liquidieren.

Man mußte ein solches Vertrauen bei den Massen genießen, wie es die Hamburger hatten, die zusammen mit ihrer Organisation aufgewachsen, untrennbar mit ihrem proletarischen Kern verknüpft waren, um eine solche plötzliche Wendung, wie es die Demobilmachung war, ungestraft vollführen zu können. Nun, man zog sich zurück. Mit Ärger, murrend – zum Abschied warf man den Gegner weit von den Barrikaden zurück. Die Schützen benützten die dadurch geschaffene Verwirrung bei dem Feinde, verließen geräuschlos ihre Gräben, Barrikaden und Wachtposten. Man zog sich mit Waffen zurück, nahm Verwundete und Tote mit, verwischte alle Spuren hinter sich, zerstreute sich nach und nach in den stillgewordenen Vorstadtstraßen. Dieser planmäßige Rückzug vollzog sich unter der Deckung von Schützen, die auf den Dächern postiert waren. Keiner von ihnen verließ seine luftige Barrikade, ehe unten auf der Straße der letzte Kämpfer seinen Schützengraben verlassen hatte, ehe der letzte Verwundete, von den Genossen gestützt, im Torbogen eines sicheren Hauses verschwunden war. Den ganzen Tag hielten sie sich noch, schlugen die Weißen zurück, liefen von einem Stadtviertel zum anderen – auf steilen Dächern, die über Abgründen hingen, an gähnenden Untiefen der Höfe und an den Dachfenstern vorbei, durch die die Polizei immer hartnäckiger vorzudringen begann, denn sie bemerkte endlich die Leere und die Niederlage hinter den verlassenen, schweigenden Barrikaden. Der Kampf verwandelte sich in eine Verfolgung. Die ganze Bevölkerung versteckte und rettete die heroische Nachhut des Hamburger Oktobers, diese verwundeten, gehetzten Einzelkämpfer, die noch immer schossen, hoch oben über der Stadt, die plötzlich in unbekannte Arbeiterheime einbrachen – mit blutenden Händen, zerfetzt, mit schwarzen, verdorrten Lippen, mit einer Verfolgerschar hinter sich, die fluchend an der eben zugeschlagenen Tür suchend vorbeirannte.

Zwei Jahre nach dem historischen Hamburger Oktober zog ERNST THÄLMANN in einem Beitrag in der „Roten Fahne" die LEHREN DES HAMBURGER AUFSTANDES:

Der Hamburger Aufstand entsprang der revolutionären Situation vom Herbst 1923.

Alle Bedingungen für den Sieg der Arbeiterklasse waren da, außer einer einzigen: dem Bestehen einer klaren, eisern zusammengeschlossenen, unauflöslich mit den breitesten Massen verbundenen kommunistischen Partei.

Die proletarische Revolution hat mehr als eine blutige Niederlage ertragen. Sie ist niemals daran verblutet.

Der Aufstand führte zur Niederlage, weil er isoliert blieb.

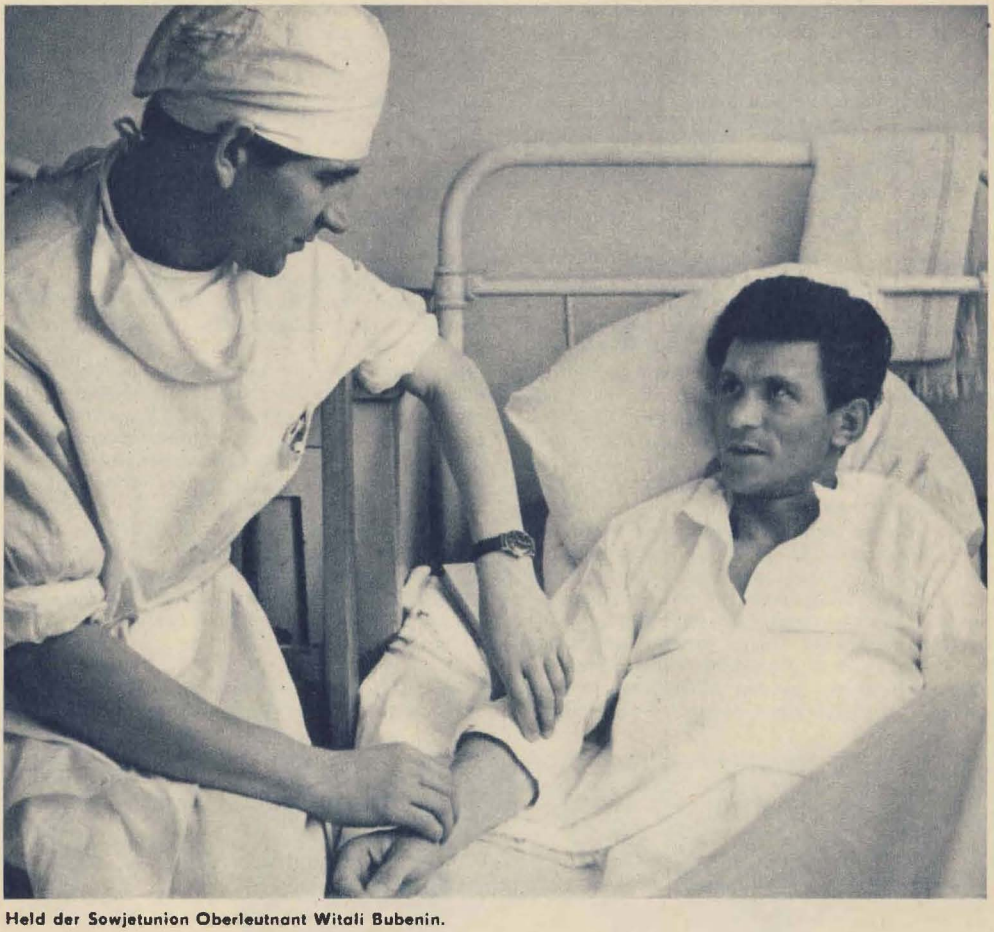
Es ist nicht wahr, daß der Hamburger Aufstand ein Putsch war, sondern er wurde von den Sympathien der breitesten Massen getragen.

Die Niederlage von 1923 war keine dauernde. In den Hamburger Tagen haben die Arbeiter die Bourgeoisie am Rande des Abgrundes gesehen. Und sie werden diesen Augenblick niemals vergessen! Darum gehört der Hamburger Aufstand nicht der „Geschichte" an, sondern er ist eine Probe für die Zukunft.

Die schwerste Lücke in der Hamburger Kampffront war das Fehlen kommunistischer Betriebszellen.

Die Kommunisten waren nicht in Worten, sondern in der Tat der Vortrupp, die Führung, der Wegweiser der Arbeiterklasse.

Diese Opfer werden sich hundertfach lohnen. Sie wurden nicht nur für den Aufbau einer Partei von Bolschewiki in Deutschland, sondern für die Zukunft der ganzen Arbeiterklasse gebracht.



Held der Sowjetunion Oberleutnant Witali Bubenin.

Seinen Namen kennt heute das ganze sowjetische Volk. Er heißt Witali Bubenin. Als erster kam er der Grenzwache Iwan Strelnikows zu Hilfe, stieß mit seinem Schützenpanzerwagen in den Rücken der maoistischen Provokateure auf der Insel Damanski vor und nahm den Kampf gegen sie auf. Für Heldentum und Tapferkeit bei der Verteidigung der Staatsgrenze der UdSSR wurde Witali Bubenin der Titel „Held der Sowjetunion" verliehen.

J. Golubzow und J. Dmitrijew

Der Kommandeur der Grenzwache

Er verlor zwei Freunde auf einmal. Der eine ist Iwan Strelnikow, der andere Lew Mankowski. Zwei zutiefst schmerzliche Wunden. Witali preßt den Kopf in die Hände und schweigt eine Minute lang.

„Sag, Witali, wie hättest du gehandelt, in derselben Situation wie Strelnikow oder Mankowski?" fragen wir.

Bubenin richtet den Blick seiner hellen, bläulich schimmernden Augen auf uns: „Alles war richtig. Ich hätte ebenso gehandelt."

Wieder überlegt er. Wie ein Schachspieler, der,

ehe er einen Zug macht, die verschiedenen Varianten überdenkt. In der ruhigen Krankenhausatmosphäre versetzt sich Witali in die Lage der gefallenen Kameraden und sucht nach möglichen Varianten des Vorgehens, bei denen vielleicht ein tragischer Ausgang hätte vermieden werden können. Doch er findet keine besseren Züge als die von Strelnikow und Mankowski ausgeführten.

„Ich hätte genauso gehandelt", wiederholt Witali bestimmt.

Von mittlerem Wuchs, bei weitem nicht von athletischer Figur, sitzt er vor uns im Zimmer des Chefarztes und schildert ohne Hast die Einzelheiten des Kampfes vom 2. März. Von seinem Kommandeur, Oberst D. Leonow, wissen wir bereits, daß Witali Bubenin heldenhaft gekämpft hatte. Als Offizier handelte er taktisch klug. Und dabei löste Witali die Gefechtsaufgaben nicht aus der Deckung heraus, nicht am Rande, sondern mitten in der Glut des Kampfes. Er selbst kämpfte aufopferungsvoll und tauchte immer dort auf, wo der Gegner einen Angriff am allerwenigsten erwartete. Der Überraschungsangriff in den Rücken der Eindringlinge hatte wesentlichen Anteil daran, daß sich die Waagschale so schnell zugunsten der sowjetischen Grenzsoldaten neigte.

Der Schützenpanzerwagen tauchte unerwartet hinter den in Deckung liegenden Banditen auf. Bubenin ließ aus beiden Maschinengewehren feuern. Ein Hagel von Geschossen ging auf die Köpfe der Maoisten nieder. Die sowjetischen Grenzsoldaten feuerten, bis die Gurtkästen der MGs leer waren.

Vom chinesischen Ufer her wurde der SPW aus Geschützen und Granatwerfern beschossen. Plötzlich eine jähe Detonation ganz in der Nähe. Tiefschwarze Nacht senkte sich über die Augen Bubenins. Er kam nicht gleich wieder zu sich (die Soldaten sagten, es habe etwa drei Minuten gedauert). Von irgendwoher aus der Ferne drang schließlich eine leise Stimme zu ihm:

„Genosse Oberleutnant, leben Sie?"

Doch noch war ihm, als hielte ihn irgend jemand in diesem Reiche der Finsternis zurück.

„Sie leben?"

„Bin wohl noch am Leben", murmelte Witali dann, allmählich das Bewußtsein wiedererlangend, und bewegte schwerfällig den Kopf. Sekunden später war ihm die Situation wieder voll gegenwärtig, er begann erneut Befehle zu erteilen, der Kampf ging unter seiner Leitung weiter. Ein zweites Mal wurde er verwundet. Soldat Sacharow, selbst verletzt, trug nun den Kommandeur der Grenzwache vom Schlachtfeld. Als jedoch Bubenin zur Besinnung kam, raffte er sich wiederum auf, kehrte auf die Insel zurück und übernahm erneut das Kommando.

●

Oberst D. Leonow und Oberstleutnant A. Konstantinow, die mit Verstärkung herbeieilten.

Das Wertvollste, das sie besitzen, ihr Leben, setzten die Angehörigen der sowjetischen Grenzwachen am Ussuri ein, um ihre Heimat, um den Frieden vor den maoistischen Provokateuren zu schützen. Davon zeugt auch der Treffer am Helm dieses jungen Soldaten (Bild links).

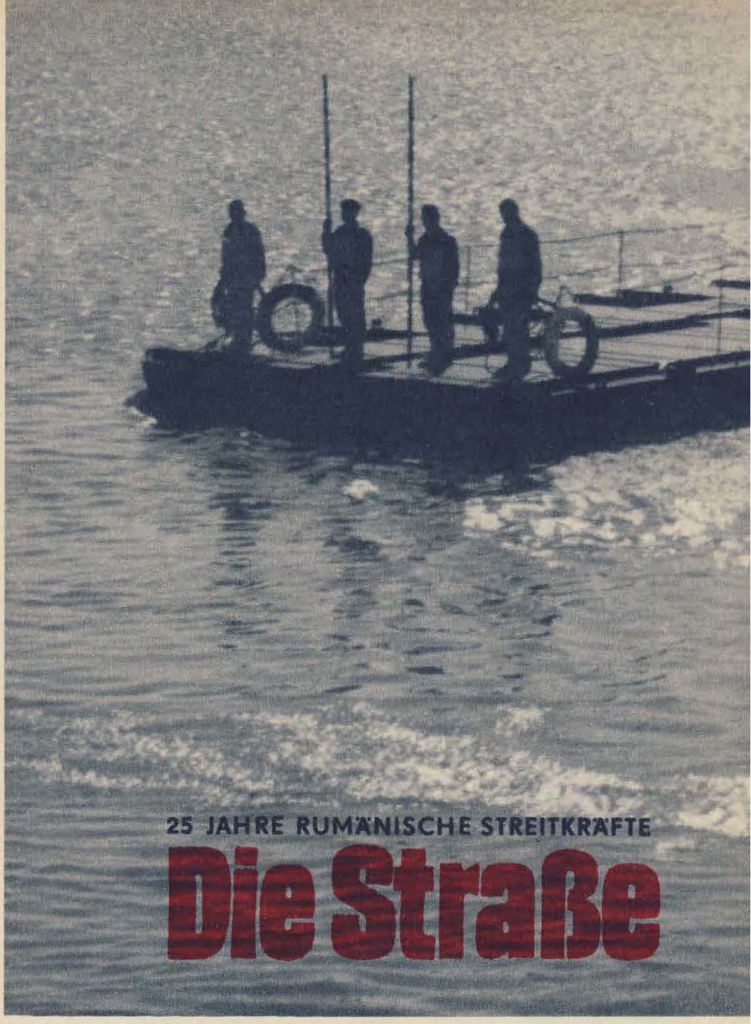
sahen ihn so: Blutüberströmt umklammerte er einen Baumstamm und erteilte Befehle.
„Schafft die Verwundeten schneller weg, dort sind Verwundete!" schrie er und zeigte zu einem Erdwall hinüber. Da befahl der Oberst den Soldaten, nun auch den Oberleutnant Bubenin nach hinten zu bringen. Er hielt sich ja kaum noch auf den Beinen, und jeden Augenblick konnte er erneut das Bewußtsein verlieren . . .

●

Schon auf der Schulbank hatte Witali den Entschluß gefaßt, wie sein Vater Dmitri Archipowitsch Offizier der Grenztruppen zu werden. Aber die Ärztekommission wies den schmächtigen Absolventen der Mittelschule aus der Siedlung Polina Ossipenko (Bezirk Chabarowsk) ab. Vorerst mußte er sich von dem Grenzwachen-Traum trennen. Er ging an die Berufsschule des Werks „Energomasch" und wurde anschließend Schlosser in diesem Werk. Auch trieb er viel Sport.
Beim zweiten Mal sagte man schon nicht mehr zu ihm: „Mit Ihrer Gesundheit ist nicht viel los", sondern schickte ihn zu einer Offiziersschule der Grenztruppen. Witali sah seinen sehnlichen Wunsch in Erfüllung gehen und stürzte sich mit Begeisterung in die neue Aufgabe. Später, als Offizier, lernte Bubenin viel von seinem Freund Oberleutnant Iwan Strelnikow, als er dessen Stellvertreter in der Grenzwache Nishne-Michailowka wurde. Und dann rief ihn Oberst Demokrat Leonow zu sich, führte ihn zur Karte, zeigte mit dem Finger auf einen Grenzabschnitt und fragte: „Ist Ihnen diese Gegend bekannt?"
„Aber natürlich! Das sind die Kulebjabki-Gipfel, dort bin ich schon oft gewesen."
„Das ist auch gut so. Sie werden nämlich von nun an diese Höhen zu schützen haben. Ab sofort sind Sie Kommandeur der dortigen Grenzwache!" Der Oberst machte eine kurze Pause, dann sah er Bubenin gerade in die Augen und fuhr ernst fort: „Die Maoisten provozieren öfter bei den Inseln Damanski und Kirkinski. Kurz und gut – verteidigen Sie dieses Gebiet!"
„Zu Befehl!"

●

Unser Gespräch mit Witali Bubenin geht seinem Ende entgegen. Schnell fragen wir noch, was die Angehörigen schreiben.
"Zu Hause ist alles in Ordnung. Vater wird pensioniert, und meine sieben Geschwister sind alle wohlauf. Aus dem Werk ‚Energomasch' in Chabarowsk habe ich jetzt auch Post bekommen. Mein alter Bekannter Witali Tarabanko schreibt, die Schlosser der Montageabteilung unter Juri Minokin haben mich in ihre Brigade aufgenommen und beschlossen, eine Norm zusätzlich zu erfüllen, für mich also . . . Hoffentlich bin ich bald wieder in Form! Es wird mir nun noch einmal soviel Freude machen, mit dafür zu sorgen, daß sie in Ruhe und Frieden arbeiten können."



25 JAHRE RUMÄNISCHE STREITKRÄFTE

Die Straße

Panzer rollen über die Brücke, Schützenpanzerwagen, Haubitzen, Nachrichtenfahrzeuge – eine endlos scheinende Kolonne. Dann und wann grüßt jemand die Pontoniere, streng nach Vorschrift oder ganz einfach so, mit einer freundschaftlichen Geste.

Major Toader, der Bataillonskommandeur hat dafür jedoch kaum Augen. Seine Blicke hängen noch immer an der Brücke, verfolgen das ununterbrochene, eigenartige Wiegen der Pontons, das zur Brücke gehört, aber auf den Neuling oft beängstigend wirkt.

Der Major ist kein Neuling. Er liest aus dem Rhythmus des Wiegens heraus, ob sein Bataillon gut gearbeitet hat und ob alles in Ordnung ist. Die Sorge des Kommandeurs ist diesmal unbegründet; denn im wahrsten Sinne des Wortes, hält die Brücke, was sie versprochen hat, und auch der Fluß ist hier so, wie er sein soll.

Aus Erfahrung wissen die Pontoniere, daß kein Auftrag dem anderen gleicht. Jeder Brückenschlag stellt unterschiedliche Anforderungen und gibt den Soldaten andere, manchmal ganz neue Rätselfragen auf.

▲

Mit Hilfe von Bugsierbooten werden die fertigen Brückenfähren vom Liegeplatz aus in die Brücke eingeschwommen.

Der Brückenbelag wird nicht mehr wie früher einzeln montiert; deshalb genügen heute je Ponton zwei Pioniere. ▶

▼

Ein kurzer Ruck, und zwei Elemente dieser in Rumänien entwickelten Pontonbrücke gleiten über eine „Rutsche" gleichzeitig ins Wasser.

über den Strom

Von
AR-Korrespondent
Oberstleutnant
Ion Căpeț,
Bukarest

Da galt es einmal eine Brücke über die Donau zu schlagen – in einem Raum, in dem es vom Ufer an bis hinab zum Grund des Stromes nur so von Felsbrocken wimmelte. Knapp unterhalb des Wasserspiegels lauerten spitzzahnige Riffe auf unvorsichtige Schiffer. Immer wieder war damals Major Dacuța mit einem Bugsierboot auf den Fluß hinausgefahren, um doch noch eine günstige Stelle für den Brückenschlag innerhalb des befohlenen Raumes zu finden. Er war von den emporsprühenden Wasserspritzern naß bis auf die Haut; auf seinem Gesicht spiegelten sich Müdigkeit und Erschöpfung wider, doch zugleich lag ein Ausdruck verbissener Hartnäckigkeit darin. Endlich hatte er eine Stelle gefunden,

Wieder einmal haben die Brückenbaupioniere ihr Examen bestanden.

an der die Gesteinstrümmer nicht ganz so dicht gesät erschienen. Er befahl, zum Ufer zu fahren. Da gab es plötzlich einen Stoß, von einem lauten Knirschen begleitet – ein Riff hatte den Boden aufgerissen. Sofort schoß Wasser in das Boot, wie in einen morschen, löcherigen Waschtrog. Vier erschrockene, bleiche Soldatengesichter richteten sich auf den Offizier. Auch der war wie erstarrt – jedoch nur Bruchteile von Sekunden. Dann rief er mit unnatürlich hoher, scheinbar nicht ihm gehörender Stimme: „Los, zum Ufer! Mit Vollgas!" Wie protestierend heulte der Motor auf – das eindringende Wasser hemmte die Fahrt und machte ihm zu schaffen –, doch er hielt durch. Alles andere war nur noch eine Frage der Zeit. Immer wieder flogen deshalb die Blicke zwischen den stetig steigenden Fluten und dem Ufer hin und her. Würden sie es noch schaffen? Oder mußte man das Boot dem Strom überlassen? Da gab es wiederum einen heftigen Stoß – das Boot war in Ufernähe auf Grund gelaufen; und das hieß, es konnte jetzt leicht geborgen werden. Der Fluß war für's erste besiegt . . .

Allerdings nur für's erste! Denn als mit dem Brückenschlag begonnen wurde, begann das Wasser – wie um sich für die erlittene Niederlage zu rächen – zu toben und zu kochen. Sturm war aufgekommen – ein Sturm, der die Pontons geradezu anhob und immer wieder ans Ufer schleuderte.

Verbissen arbeiteten die Pontoniere, verbanden die Pontons zu Fähren, sicherten diese mit Trossen. Plötzlich ein vielstimmiger Aufschrei: Ein Fährenteil hatte sich losgerissen und trieb gleich darauf, vom unvermittelt umspringenden Wind gepackt, auf die Flußmitte zu.

Major Docuţa und Oberfeldwebel Martac, der Führer der Bugsierbootgruppe, rannten zu ihrem Kommandeur.

„Erlauben Sie, daß wir hinterherfahren?!" Einen Augenblick zögerte der. Die Sache war riskant. Andererseits . . . . ohne die entführten Pontons würde die Brücke nicht zum befohlenen Termin fertig.

„Fahren Sie!" sagte er schweren Herzens, „aber vorher Schwimmwesten anlegen!"

Kurz darauf erkämpft sich ein im Toben der Elemente wie eine winzige Nußschale wirkendes Bugsierboot seinen Weg durch die aufgewühlten Wassermassen des mächtigen Stromes.

Mit angehaltenem Atem verfolgt Major Toader vom Ufer aus, wie die beiden Tollkühnen versuchen, an dem Brückenteil anzulegen. Es gelingt nicht. Im Gegenteil! Eine plötzliche wilde Drehung der Fähre zwingt sie, sich eilig wieder ein Stück zu entfernen, um nicht in Grund gebohrt zu werden. Vorsichtig arbeiten sie sich dann mit ihrem Boot wieder heran.

Einen Augenblick flaut der Sturm etwas ab, wie um Atem zu schöpfen, und genau in diesem Augenblick schwingt sich Oberfeldwebel Martac mit einem Riesensatz auf einen der Pontons und fesselt den Ausreißer an das gleich darauf mit höchster Kraft dem Ufer zustrebende Bugsierboot.

Immerhin dauerte es noch sechzig lange Minuten, bis Docuţa und Martac wieder festen Boden unter den Füßen hatten.

„Teufel noch mal" meinte der Major, als sie mit weichen Knien und vor Nässe triefend aus dem Boot kletterten, „jetzt wäre eine tuica gut (ein starker Pflaumenschnaps), und wenn's nur eine ganz kleine wäre."

Und Major Toader pflegt seitdem, wenn er den neueingerückten Soldaten die Geschichte dieses Brückenschlages erzählt, für den die Einheit ausgezeichnet wurde, hinzuzufügen:

„Vergessen Sie nie, daß Sie als Brückenbaupioniere stets in wirklichem Einsatz stehen. Die Genossen in den Panzern, SPWs und an den Geschützen vertrauen uns und unserer Brücke. Deshalb müssen wir die Brücke schlagen, komme was da wolle. Das ist nicht immer leicht – auch wenn kein realer Gegner auf uns feuert."

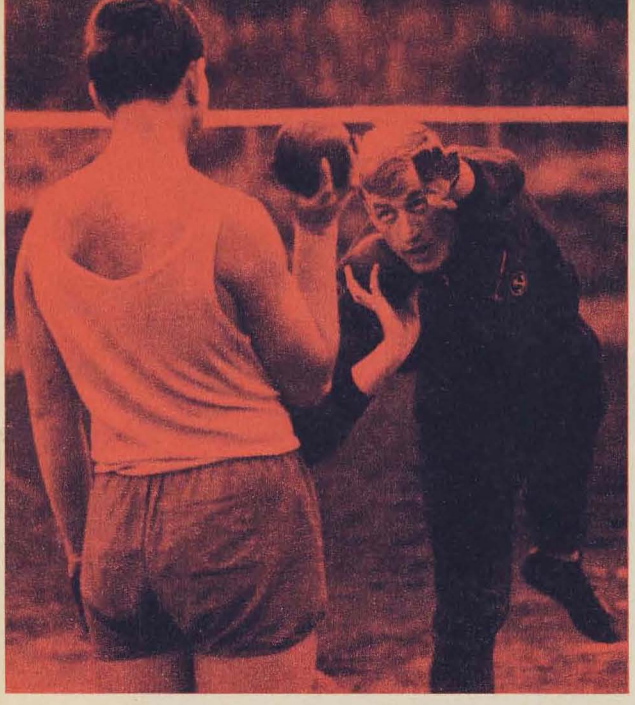
SPORT- nicht nur an Bord

Einen kleinen Ausschnitt
aus dem Freizeitsport
in der ASG Peenemünde
erlebten
Major Ernst Gebauer (Fotos)
und
Major Günther Wirth (Text)

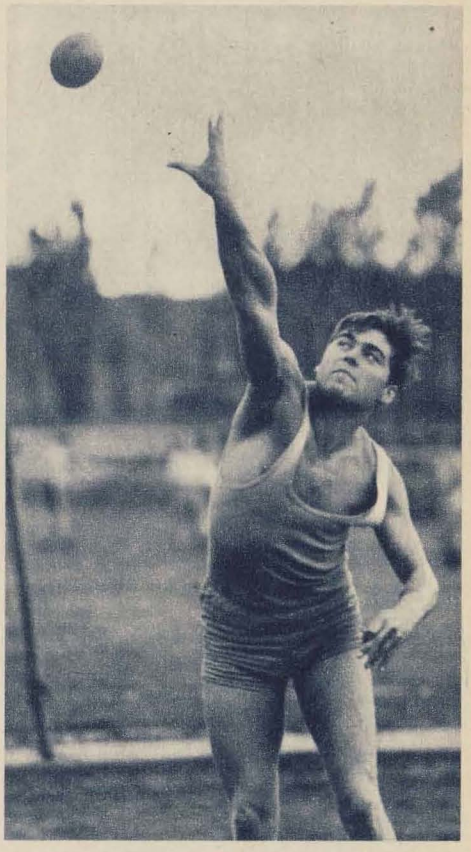
Ein Schiff unserer Volksmarine läuft in den Hafen ein, legt an der Pier an. Die Leinen werden festgemacht. Es dauert nicht lange, und über die Stelling laufen Matrosen in Trainingsanzügen von Bord. Sie freuen sich, sich wieder einmal richtig „austoben" zu können, körperlich, versteht sich. Acht Tage auf See im ständigen Rhythmus vier Stunden Dienst, vier Stunden frei, haben sie wohl hart gefordert, psychisch und physisch. Sie haben sich sogar sportlich betätigt, aber trotzdem — allzu große Sprünge und Läufe läßt der beengte Raum ihres Schiffes nicht zu. Nun, nach dem Einlaufen in den Hafen wollen sie sich natürlich wieder einmal richtig auslaufen . . .

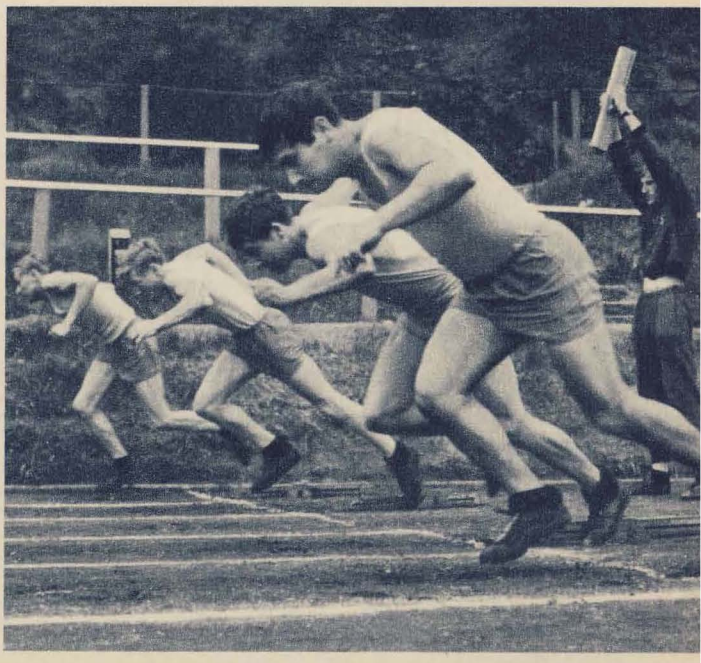
Um zu erfahren, ob Matrosen auch Leichtathletik treiben, waren wir nach Peenemünde gefahren. Die Antwort können Sie unschwer an den Fotos auf diesen beiden Seiten ablesen: Matrosen der Einheit und Sportabteilung Wulfänger in voller Aktion. Und dennoch entschieden wir uns, nicht bei der Leichtathletik allein zu bleiben, denn das bekamen wir sehr schnell mit: Das sportliche Leben in der ASG Peenemünde, in seinen Sportabteilungen und Sportgruppen ist vielfältig genug, um es von mehreren Seiten zu betrachten.

In zwei Sportgruppen schauten wir uns etwas näher um. Ebensogut hätten wir in andere



Unterleutnant Karl Lehn (im Trainingsanzug) kann den Matrosen schon einiges vormachen. Technik und Stil halten strengsten Maßstäben nicht stand, aber die Freude an der Bewegung ist ja das wichtigste.





gehen können, ja wir konnten sogar hören: „Warum kommt Ihr nicht zu uns, bei uns ist im Sport auch einiges los!"

Kapitänleutnant Jürgen Brandt, Sportoffizier des Verbandes, bestätigt uns das, und die vielen Urkunden („Beste Sportgruppe", „Sieger im Fernwettkampf"), Wimpel, Pokale, die wir in den verschiedenen Unterkünften sahen, waren beredtes Zeugnis dafür. Doch bleiben wir vorerst noch einmal bei der Sportabteilung Wulfänger. Die Einheit ist in Wolgast stationiert. Das Sportleben spielt sich in der Hauptsache auf den selbsterrichteten Sportanlagen in ihrem Objekt ab. Volleyball und Fußball sind Trumpf. Harte Kämpfe gibt es zwischen den Besatzungen der einzelnen Schiffe, und der Chef der Einheit, Korvettenkapitän Wulfänger, gibt nicht nur dienstlich jede Unterstützung, er mischt selbst kräftig mit. Es ist hier wie überall, das eigene Beispiel wirkt mehr als Anordnungen oder viele Worte. Das spürten wir deutlich bei den Unterhaltungen mit den Matrosen und Offizieren. Ohne daß wir im Gespräch darauf hinzielten oder direkt danach fragten, in verschiedensten Varianten hörten wir: „Unser Chef ist ein Sportsfreund!" Und das war nicht ganz so allgemein gemeint: „Sportfreund Wulfänger, zahlendes ASV-Mitglied", nein, im wirklichen Sinne des Wortes: Freund des Sports. Aber der Sport der Einheit Wulfänger macht nicht an ihrem Kasernentor halt. Der Sportplatz der BSG Motor Wolgast liegt praktisch vor ihrer Haustür. Ab und an, zu bestimmten Gelegenheiten, trainieren die Leichtathleten auch dort. Unterleutnant Klein, 1. Wachoffizier eines Schiffes und aktives Mitglied der Leichtathletik-Sektion, führt eine stattliche Gruppe leichtathletikfreudiger Matrosen auf die Aschenbahn. Nicht immer sind es so viele wie in diesem Fall, und es herrscht auch noch kein regelmäßiger Trainingsbetrieb. Sie trainieren, wie es der Dienst zuläßt, der eine mehr, der andere weniger, einige in der Leichtathletik-Sektion der ASG und dort regelmäßig eigentlich auch nur in den Wochen vor Wettkämpfen, vor den Meisterschaften ihres Verbandes oder der Volksmarine.

Karl Lehn, groß (knapp 1,90 Meter), schlank, drahtig, ist in seiner Einheit verantwortlich für den Freizeitsport und die Militärische Körperertüchtigung der Offiziere. Heute trainiert er die Matrosen in den verschiedensten Disziplinen, gibt hier einen Tip für den richtigen Anlauf beim Weitsprung, korrigiert dort die Haltung beim Kugelstoßen. Seine eigenen Spezialdisziplinen: Dreisprung, Hochsprung, Diskuswurf. Die Bestleistungen, 12,50, 1,68 bzw. 30,25 Meter, sind zwar nicht DDR-meisterschaftsverdächtig, aber sie sind ja auch nicht das Ergebnis eines Leistungstrainings, sondern des Freizeitsports. Und zum Meister der Volksmarine im Dreisprung reichte es schon, immerhin.

Am regelmäßigen speziellen Leichtathletiktraining mangelt es also noch, aber ständiges Laufen läßt sich schon einrichten, meint Unterleutnant Karl Lehn. An zwei Abenden in der Woche öffnet sich das Tor des Objekts für eine Gruppe von Matrosen in Sportkleidung. Karl Lehn geht mit seinen Langläufern auf ihre „große Runde".

„Erst habe ich allein meinen Abendlauf gemacht, und da war es auch noch eine kleine Runde", erzählt der blonde Offizier. „Jetzt sind wir meist 12 bis 15 Mann, und etwa 12 Kilometer traben wir runter. Von unserem Objekt einen Feldweg entlang über die Wolgaster Motocross-Bahn bis nach Hohendorf, dann die Greifswalder Chaussee zurück nach Wolgast."

Steuermannsgast Stabsmatrose Ralf Sondhauß

ist einer der regelmäßigen „Traber“: „Es macht ganz einfach Spaß und kann ja auch für den Dienst nur von Vorteil sein.“ –

Das ist auch der Hauptgesichtspunkt für die sehr vielseitige und intensive körperliche Betätigung in der Sportgruppe Moll. Das Rettungsschiff von Kommandant Jörg Moll ist gewissermaßen Mädchen für alles. „Außer tauchen und fliegen machen wir eigentlich alles“, meint der Kapitänleutnant scherzhaft. „Im Schnitt kommen wir im Monat auf 12–15 Seetage. Die einzelnen Seetörns dauern von einem Tag bis zu drei Wochen. Wenn wir dann wieder einlaufen, ist es nach der doch relativ bewegungsarmen Bordzeit – zumindest was das Laufen betrifft – ein richtiges Bedürfnis für uns, Volleyball, Handball oder Fußball zu spielen, mal einen richtigen Lauf zu machen. Ob Sie's glauben oder nicht, im Winter haben wir nachts schon manchmal bis 1, 2 Uhr in der Halle Fußball gespielt.“

Doch auch bei den zwei oder drei Wochen auf See kommt bei den „Mollis“ der Sport nicht zu kurz. Hantelstemmen („mittags, vom Kommandanten bis zum letzten Matrosen“), militärisches Schwimmen im Kampfanzug mit Schwimmweste, Hindernislauf an Bord, Wettbewerbe in der Schiffssicherung (Brand- und Leckbekämpfung), Luftgewehrschießen – einige der Möglichkeiten sportlicher Betätigung an Bord, die von der Besatzung genutzt werden, einschließlich der Maate und Offiziere. Hauptattraktion aber ist bei ihnen das Schlauchbootrennen, das sie mit Riesenbegeisterung und großem Einsatz auf See starten.

Die Boote werden zu Wasser gelassen. Es hat sich ein ordentlicher Wind aufgemacht. Nicht gerade das ideale „Rennwetter“. Schon beim Paddeln zur Startlinie am Heck des Schiffes bekommen die Besatzungen der fünf Boote ihre erste Dusche. Kapitänleutnant Jörg Moll gibt das Startzeichen. Mit voller Kraft, nicht aber alle mit der besten Technik, legen die Matrosen los. Das Waser spritzt hoch. Bis zur Wendetonne haben sie den Wind im Rücken, da geht's noch relativ leicht. Meister Kracht und Stabsmatrose Thon vom Gefechtsabschnitt I steuern ihr Boot als erste um die Tonne. Aber jetzt bläst der Wind von vorn. Die leichten Boote tanzen auf den Wellen. Ein falscher Paddelschlag, und das Boot stellt sich quer. Die Matrosen sind schon bis auf die Haut durchnäßt. Kracht und Thon vergrößern ihren Vorsprung, und unter begeisterter Anfeuerung der Genossen, die vom Schiff aus das Rennen verfolgen, gehen sie durch's Ziel. Hinter ihnen liefern sich die Signäler, Stabsmatrose Salzmann und Matrose Reichert, mit den Vertretern der Kombüse, Maat Goldner und Matrose Arndt, einen verbissenen „Brust-an-Brust-Kampf“. Signal wird Zweiter durch Zielrichterentscheid. Die Boote Vier und Fünf, Vertreter des Gefechtsabschnitts V, haben sich versteuert, aber sie kämpfen bis zuletzt . . .

Zwei Sportgruppen der ASG Peenemünde haben uns ein wenig aus ihrer Sportarbeit gezeigt. Sie bewiesen, trotz nicht immer idealer Möglichkeiten kann man auch bei der Volksmarine mit Ideen und Initiative Sport organisieren. Dabei haben wir nichts gesagt von den neun Sektionen der ASG, von ihren traditionellen Veranstaltungen, wie dem Peeneschwimmen (seit 1959; in diesem Jahr gingen 57 Genossen auf die 1 800 Meter lange Strecke) oder der Rund-Ruden-Oie-Regatta, die nun schon zum sechsten Male stattfand.

Wir suchten und fanden Leichtathleten – aber nicht nur die.

Der Mäzen

Fortsetzung von Seite 13

bei den Außenposten und der Blockstelle angefragt, aber schon antwortete der Panzerzug selbst. Von einer Rauch-, Dampf- und Staubwolke umgeben, fegte er über die Kurve heran und brauste – heil und unversehrt – auf den Bahnhof zu.

An der Mannschaftsunterkunft angelangt, stoppte er, mit seinen Puffern und Panzerplatten klirrend; krachend öffneten sich die Luken, und in der Tür des ersten Waggons zeigte sich der Chiromant. Er sprang auf die Erde, doch hinter ihm ragte bereits Baronskis Figur empor. Vom Stab her eilten ihnen der Garnisonskommandant und der Chef des Stabes entgegen.

Baronski nahm Haltung an und erwies die Ehrenbezeigung.

„Gestatten Sie die Meldung, Genosse Garnisonskommandant: Das geheimnisvolle Feuernest des Gegners ist entdeckt und vernichtet."

„Ich danke Ihnen!" antwortete der Kommandant mit freudigem Staunen und führte die Hand zum Mützenschirm. „Aber sagen Sie doch, wie . . ."

„Einen Augenblick, Pardon, Genosse Kommandant", unterbrach ihn Baronski mit einer gebieterischen Geste, mit der er zugleich die Rotarmisten zurücktreten ließ, die schon aus dem Panzerzug gesprungen waren und ihn und den Garnisonskommandanten umringten, „einen Augenblick, wenn Sie entschuldigen! Der legendäre Richtschütze", sagte Baronski, mit dem Revolverlauf auf die Schläfe des Chiromanten deutend, „war dieser Leichnam." Er drückte ab, und ein trockener Schuß ließ den Chiromanten zusammensacken. Erzürnt machte der Kommandant einen Schritt auf Baronski zu.

„Noch einen Augenblick Geduld. Genosse Kommandant", rief Baronski, steckte den Revolver aber nicht ein, sondern hob ihn in Schulterhöhe. „Treten Sie bitte etwas zur Seite, denn ich verhafte hiermit einen Spion!" Nun war der Lauf seines Revolvers direkt auf die Augen des Stabschefs gerichtet.

Am Abend kam Baronski wie gewöhnlich zur Vorstellung. Aber er ging nicht gleich in den Umkleideraum der Schauspieler, sondern begab sich zuerst in den Verschlag des Requisiteurs. „Da, nimm das, Freundchen", sagte er, „vielleicht kannst du auch so ein Requisit mal brauchen." Und er legte ihm das Käuzchen mit den Soldatenknöpfen statt der Augen auf den Tisch, das er unter dem Arm gehalten hatte. „Und nimm das Mottenpulver in dieser Dose, sonst ist das Käuzchen bald hin. Nichts fressen die Motten lieber als Federn." Er öffnete die Tür zur Garderobe.

Der Inspizient hatte schon das dritte Glockenzeichen gegeben, seine drei Lichtsignale hatten auch nichts geholfen; nun kam er fuchsteufelswild in die Garderobe geschossen, blieb aber gleichfalls dort stecken. Die Vorstellung begann erst, als Baronski mit seiner Erzählung fertig war:

Während des imperialistischen Krieges hatte man rings um die als Eisenbahnknotenpunkt wichtige Stadt für den Fall deutscher Luftangriffe getarnte Fliegerabwehrbatterien stationiert, darunter auch eine Feldhaubitzenbatterie, die bis zu diesem Tag stand. Als die demobilisierte Armee von der Front des imperialistischen Krieges heimflutete, war auch die Bedienungsmannschaft der Batterie abgezogen und hatte die Haubitzen ihrem Schicksal überlassen, ebenso die Munitionsvorräte, die in mehreren von Waldesdickicht umgebenen Sandgruben versteckt waren. Später war der ehemalige Batteriekommandant, ein Artilleriehauptmann, mit den Petljura-Truppen in die Gegend zurückgekommen. Die vorzügliche Tarnung der Batterie und die Verlassenheit der von niemand benutzten, nun noch dichter umwucherten Sandgruben boten dem Gegner die Möglichkeit, sich der Haubitzen selbst noch nach seinem Rückzug zu bedienen, als sich die Batterie bereits auf unserem Gebiet, diesseits der Front, befand. Die Haubitzen schossen steil nach oben, und ihre Granaten schienen geradezu vom Himmel aufs Ziel zu fallen. Die Schußbahn wurde nach haargenauen Angaben berechnet, die sich in der Hand des ehemaligen Batteriechefs befanden. Er brauchte nicht einmal selber in den gefährlichen Gräben zu hokken. Mit dem Mandat eines Chiromanten versehen, hatte er sich in der Stadt niedergelassen und rechnete nach Angaben über die wichtigsten Objekte, die er regelmäßig erhielt, mit peinlicher Genauigkeit die Unterlagen für die täglichen vier Schüsse aus.

Die Daten dazu aber erhielt er direkt aus dem Stab, von einem Spion, der sich den Posten eines Stabschefs erschlichen hatte. Baronski konnte nur eins nicht verstehen: Warum die Schauspieler sich so darüber wunderten, daß er das alles entdeckt hatte.

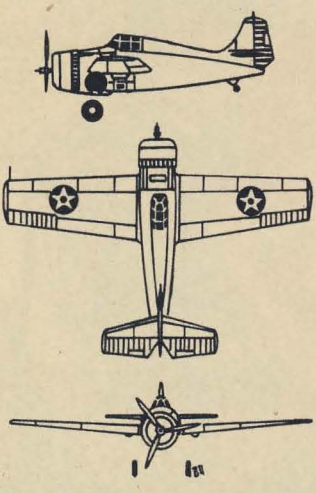
„Das hätte doch ein Säugling sofort begriffen", wimmelte er die Bewunderungs- und Lobrufe ab. „Die zwei Tage, die der Chiromant in unserem Zug bei uns seine Kartenkunststücke vorführte und auf die Sternbilder im Wendekreis des Steinbocks anspielte – fielen da die geheimnisvollen vier Schüsse? Nein, sie fielen nicht!"

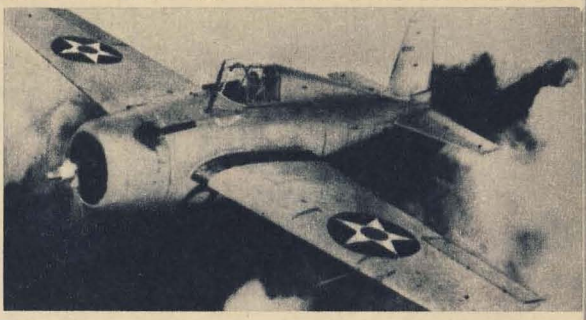
Und meinen Parteifragebogen, den dieser Hurensohn von Artilleriehauptmann auswendig konnte, hatte den nicht nur der Stabschef gesehen? Das steht fest – er kannte ihn. Und noch eins: Wollte dieser Jünger der schwarzen Magie nicht wissen, für wann die Fahrt angesetzt war und wohin sie gehen sollte? Das versuchte er auszuschnüffeln, denn der Stabschef wußte zwar, welchen Befehl ich hatte, aber den Termin kannte er nicht, dieser Mäzen der Chiromantie. Und konnte ihn darum seinem Kanonier, will sagen der jetzigen Leiche, nicht mitteilen."

Bei mir ist Ihre Evi in den besten Händen, Herr Seiffert, ich war fünf Jahre Packer in 'ner Porzellanfabrik.

Zeichnung: Kurt Klamann

Grumman F4F „Wildcat"/1938 (USA)





Taktisch-technische Daten:

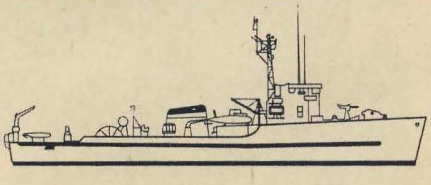
Spannweite	11,60 m
Länge	8,77 m
Höhe	2,75 m
Startmasse	3360 kg
Höchstgeschwindigk.	510 km/h in 5000 m
Reisegeschwindigk.	440 km/h
Steigleistung	9,8 m/s
Gipfelhöhe	12000 m
Reichweite	1230 km
Triebwerk	1 Sternmotor Pratt u. Whitney R 1830-66, 1050 PS oder R 1830-76, 1208 PS
Bewaffnung	4 starre MG
Besatzung	1 Mann

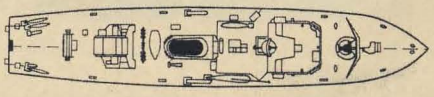
Das Jagdflugzeug „Wildcat" wurde ab 1938 auf den Flugzeugträgern der US-Navy eingesetzt. Die Royal Navy setzte den gleichen Typ unter der Bezeichnung G-38 ebenfalls als Trägerjagdflugzeug ein.

Küstenminensucher Mercure (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typ	362 ts
– maximal	380 ts
Länge	46,3 m
Breite	8,6 m
Tiefgang	1,2 m
Höchstgeschwindigkeit	15,1 kn
Fahrstrecke	3000 sm
Bewaffnung	2 × 20-mm-Flak (Doppell.); Räumkörper; Minen
Antriebsanlage	2 Mercedes-Benz-Diesel, 2000 PS
Besatzung	40 Mann





Der Typ Mercure ist eine französische Konstruktion, die sich an den NATO-Typ Bluebird anlehnt. Die westdeutsche Kriegsmarine hat 6 dieser Schiffe in Frankreich bauen lassen. Der Bootskörper ist in Holzbauweise gefertigt.

Hubschrauber Ka-20 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	4 000 kg
max. Startmasse	7 300 kg
Länge über alles	15,74 m
Rumpflänge	9,83 m
Höhe	5,37 m
Höchstgeschwindigkeit	220 km/h
praktische Gipfelhöhe	3 500 m
Reichweite	700 km
Bewaffnung	gelenkte Luft-Boden-Raketen
Besatzung	2–4 Mann

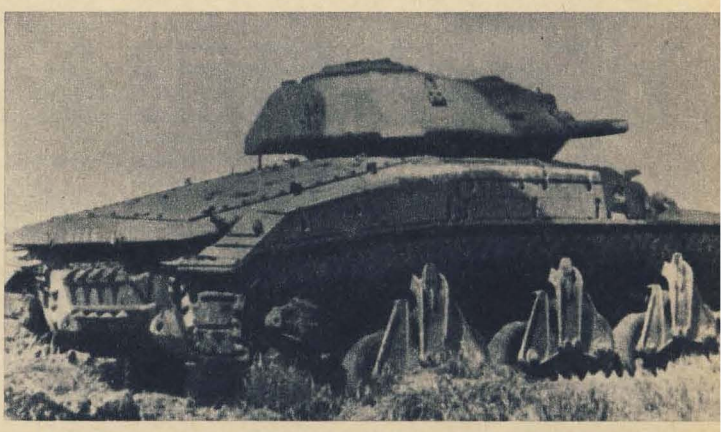
Der Ka-20 ist ein mittlerer Kampfhubschrauber aus dem Konstruktionsbüro Kamow und das Nachfolgemuster des Ka-15. Er ist der erste Turbinenhubschrauber dieser Baureihe. Das dreifache Seitenleitwerk verleiht ihm eine besonders hohe Manövrierfähigkeit, die speziell für die Suche und Bekämpfung von U-Booten erforderlich ist.

Mittlerer Panzer AC-3 Sentinel-III/1943 (Australien)

Taktisch-technische Daten:

Masse	30 t
Länge	6 320 mm
Breite	2 870 mm
Höhe	2 530 mm
Höchstgeschwindigk.	30 km/h
Kletterfähigkeit	900 mm
Überschreitfähigk.	2 200 mm
Watfähigkeit	650 mm
Steigfähigkeit	35°
Motor	Gipsy Major Holden, 420 PS (Benzin)
Bewaffnung	1 Haubitze 87,3 mm
Besatzung	4 Mann

Der Sentinel-III ist der australische Lizenzbau des amerikanischen Panzers M 4. Das Fahrwerk und die Wanne entsprechen dem M 4, der Turm mit Waffe ist australische Konstruktion.



Soldaten schreiben für Soldaten

Wer befiehlt

Mein General lag vor Madrid im Dreck.
Mein Kommandeur war einmal Moorsoldat.
Sie haben großes Wissen im Gepäck,
und hinter ihren Worten steht die Tat.
Und unser erster Mann im Staat, der kroch
zum Reden in die Feuerlinie vor.
Die Rednerbühne war ein Schützenloch.
Aus tausend Rohren klang ein Freiheitschor.
Mir scheint es wichtig, Leute, wer befiehlt,
und wer dem scharfen Schuß die Richtung weist.
Es macht die Hände sicher, wenn man zielt,
und schärft die Sinne, wenn es Wachen heißt.

Oberfeldwebel Helmut Stöhr

Schlechte Angewohnheit

„Offen und ehrlich gesagt Genossen, freut es mich, daß Sie die innere Ordnung so schnell und gut hergestellt haben und wir deshalb unsere erste Zugversammlung 30 Minuten eher beginnen können", sprach Unterleutnant Meier zu den einberufenen Reservisten. „Vor uns liegen nun acht Wochen gemeinsamer Anstrengungen, und ich sage es Ihnen ganz offen und ehrlich, für den einen oder anderen wird es nicht leicht werden", fuhr er fort. Im Verlaufe der Versammlung legte er die weiteren Aufgaben dar und noch einige Male kamen die Worte „offen und ehrlich" darin vor. Das ging auch die nächsten Tage so. Schließlich befahl Unterleutnant Meier den Stabsgefreiten Schneider zu sich, um ihn nach den Ursachen des ständigen Gelächters während des Unterrichts zu befragen. Stabsgefreiter Schneider, der selbst als Lehrer tätig ist, antwortete: „Offen und ehrlich gesagt, Genosse Unterleutnant, die Genossen lachen nur deshalb, weil Sie die Redewendung ‚offen und ehrlich' in jedem zweiten Satz benutzen." Unterleutnant Meier beschloß, diese Angewohnheit zu bekämpfen. Am nächsten Tag zur Politschulung des 3. Zuges sagte er vor Beginn des Unterrichts: „Genosse Schneider hat mir gestern offen und ehrlich gesagt, warum Sie dauernd lachen und daß Sie die Politschulung stören, weil ich imer ‚offen und ehrlich' sage. Doch in Zukunft werde ich darauf achten, daß mir das nicht noch einmal passiert, das sage ich Ihnen ganz offen und ehrlich."
Ganz erstaunt schaute er drein, als sich daraufhin erneut Gelächter erhob.

Stabsfeldwebel Blankenburg

Marscherleichterung

Es war noch zu KVP-Zeiten, und die Genossen, die es betraf, sind längst Reservisten und in der ganzen Republik verstreut. Schon damals wurde auf Einsatzbereitschaft großer Wert gelegt. Sehr oft wurde Alarm ausgelöst, um die vorgegebene Norm zu schaffen und womöglich noch zu verbessern. Mit Befriedigung konnte unser Kompaniechef feststellen, daß die Zeiten zwischen Alarmauslösung bis zur Meldung der Vollzähligkeit der Kompanie von Alarm zu Alarm kürzer wurden. Die Befriedigung des Kompaniechefs drückte sich auch darin aus, daß solche Alarme nach der Meldung und einer kurzen Ansprache abgebrochen wurden. Und schnell ging es wieder in die Betten, die meistens noch warm waren. Der Enthusiasmus der Soldaten steigerte sich schließlich derart, daß die vorgegebene Norm in der halben Zeit geschafft wurde. Es war nicht selten, daß die Unteroffiziere und Offiziere später als die Soldaten auf dem Antreteplatz erschienen und von der Truppe mit heftigem Grinsen empfangen wurden.
Es war eine sehr kalte Februarnacht, als wir wieder einmal aus den warmen Betten mußten. Alles verlief wie beim vorangegangenen Alarm, und wieder kamen die zu spät, die die ersten hätten sein müssen.
Wieder gab es die Meldung und auch die Ansprache des Kompaniechefs. Nur diesmal war die Ansprache anders, denn er kündigte einen Marsch von 25 Kilometern an.
„Rechts um! Im Gleichschritt marsch!" Und schon zog die Kompanie durchs Kasernentor dem unbekannten Ziel entgegen – und keiner grinste mehr. Nach etwa fünf Kilometern Marsch ließ der Kompaniechef halten und befahl, die Ausrüstung auf Vollständigkeit zu

Illustrationen: Harri Parschau

überprüfen. Dabei sollten alle die Mäntel ablegen. Da verschlug es ihm für Sekunden die Sprache: Die ganze Kompanie stand in Unterhose und Nachthemd, barfuß in Stiefeln und den Mantel übergezogen und die Mütze auf dem Kopf.
Wie eine „geschlagene Armee" zogen wir der Unterkunft entgegen. Das war das Ende unserer eigenmächtigen Erleichterungen.

Leutnant d. R. Siegfried Knecht

Mein Bruder, der ist Grenzsoldat

Mein Bruder, der ist Grenzsoldat
und hält Wache für unsern Staat.
Und wenn die Zeit des Urlaubs ist,
da freu' ich mich, da freu' ich mich.
Da back' ich einen Kuchen,
den muß er gleich versuchen.

Hella Salomo, 12 Jahre

Lied vom Postenturm

An der Warschauer Straße steht
unser Postenturm,
und oben der Soldat versteht
was vom Novembersturm.
Die Lüge schreibt ein Hetzplakat,
der Haß steigt aufs Podest,
die Dummheit hofft, daß der Soldat
sich von ihr kaufen läßt.
Doch er hat bess're Übersicht
auf unserm Postenturm,
und außerdem versteht er sich
auf den Novembersturm.

Gefreiter Gerd Eggers

Soldat am Morgen

Die Waffe ist kühl,
der Morgen ist grau,
ich mache als Posten die Runde.
Ich denke an dich, du geliebte Frau
und die zärtliche Abschiedsstunde.
Die Wege sind weit,
die Stunden sind lang,
im Nebel verträumt steht die Weide.
Dem fröhlichen Tag dient mein Postengang,
und ich wache ja auch für uns beide.
Die Sonne geht auf,
der Nebel zerrinnt,
die Welt ist voll Gleißen und Singen.
Der Tag erwacht und die Zukunft beginnt,
und sie wird uns ein Wiedersehn bringen.

Oberfeldwebel Helmut Stöhr

"Ich habe gehört, daß die RUHLA ELECTRIC eine prächtige Armbanduhr ist. Also empfehlenswert.

Wer trägt denn noch keine in der Kompanie?"

die neue RUHLA ELECTRIC Kaliber 26, 8 Steine, 2 Jahre Gangzeit durch 1,5-V-Monozelle, selbstreinigendes Kontaktsystem, selbstkompensierende Spiralfeder, stoßgesichert, wassergeschützt.

VEB
Uhrenkombinat
Ruhla

Jetzt als Buch

Memoiren des Marschalls der Sowjetunion G. K. Shukow

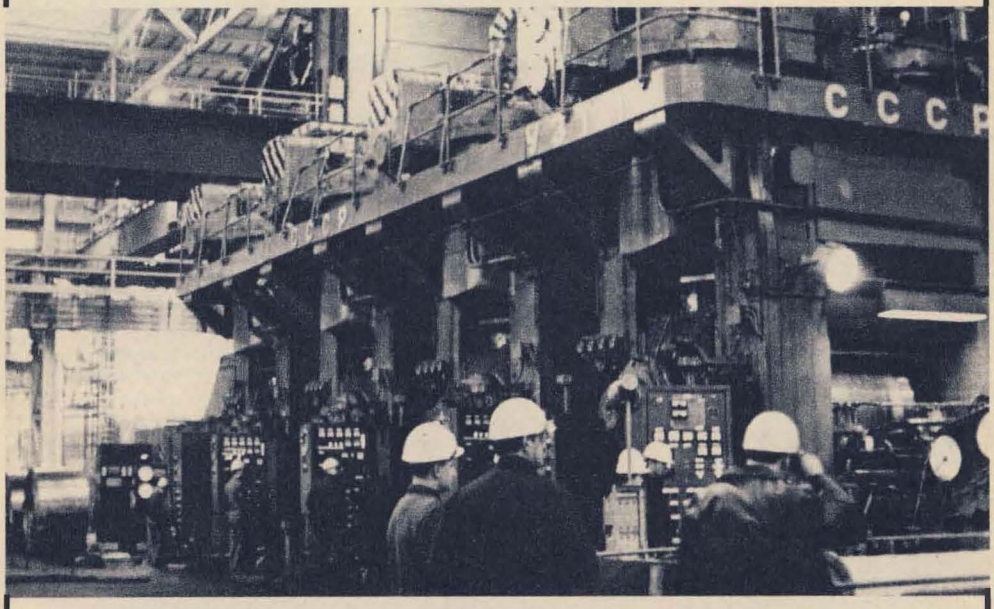
Erinnerungen und Gedanken

2 Bände, etwa 800 Seiten
Abbildungen
Ganzleinen mit Schutzumschlag
etwa 16,80 M
erscheint im IV. Quartal

Aufgeschrieben von einem der erfolgreichsten sowjetischen Heerführer

DEUTSCHER MILITÄRVERLAG BERLIN

Eisenhüttenkombinat Ost –
Werk der Zukunft!
Eisenhüttenstadt –
Stadt der Jugend



Die Republik schaut auf unser Werk, auf unsere junge Stadt.

Seit einem Jahr erzeugen wir im modernsten Kaltwalzwerk der DDR kaltgewalzte Feinbleche und Bänder.

Das Eisenhüttenkombinat ist der größte Roheisenproduzent der DDR.

Die gesamte Hochofenschlacke wird zu Baustoffen verarbeitet.

Unsere Erzeugnisse werden in der metallurgischen und metallverarbeitenden Industrie sowie in der Bau- und Baustoffindustrie der DDR weiterverarbeitet.

EKO – ein junges Werk –
19 Jahre alt.
In unserer Republik gebaut und gewachsen.
Ein Werk der Jugend, für die Jugend!

VEB BANDSTAHLKOMBINAT
Sitz Eisenhüttenstadt
Stammwerk Eisenhüttenkombinat Ost · 122 Eisenhüttenstadt, Werkstraße 1

Cocktail

Bonn-Bonn's

„Hör mal Tünnes! Da hat man doch in der Bundesrepublik eine ‚Gemeinschaft der Widerstandskämpfer' aus Anlaß des 20. Juli gegründet, der auch Bankier Abs angehört!"
„Ja ja, diese graue Eminenz Bonns bezeichnet sich gar nicht zu unrecht als Widerstandskämpfer!"
„Wogegen denn Widerstandskämpfer, Tünnes?"
„Na, gegen die Mitbestimmung!"

Zeichnung: Klaus Arndt

●

„Tünnes, CDU-Minister Windelen behauptete, die Landsmannschaften hätten sich als ‚Treibstoff der Bonner Politik' erwiesen!"
„Tja, er sähe die Landsmannschaften für die Wiedereroberung der Ostgebiete gerne als Motor, aber das haut nicht hin!"
„Du meinst: schlechter Treibstoff?!"
„Nee, aber Fehlzündung!"

●

„Mann, in Passau erhob die ‚Landsmannschaft der Böhmerwäldler' Anspruch auf das Sudetenland!"
„Die haben seit 1945 nichts dazugelernt; ich würde sie deshalb nicht ‚Böhmerwäldler' nennen!"
„Wie sonst, Tünnes?"
„Hinterwäldler!"

●

„Tünnes, die CSU bildet jetzt wie zu Nazizeiten Schlägertrupps aus!"
„Weiß ich: die Rowdys nennen sich Saal-Schutz. Ich würde das abkürzen!"
„Abkürzen?"
„Klar: S S!" H. Lauckner

(UdSSR)

Die Brüder Karamasow

In der Geschichte der Brüder Karamasow, der drei Söhne eines alten verkommenen Kaufmanns aus der russischen Provinz in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, ballt sich eine Dramatik von erschütternder Wucht. Dem weltbekannten Buche F. M. Dostojewskis folgend, stellt uns der Film einem Übermaß an Unglück und Leid, an Liebe, Leidenschaft und Haß gegenüber. Tragische Verkettungen von Schuld und Unschuld, der Kampf von Gut und Böse in den Seelen der Menschen, ein bohrendes Nachdenken über den Sinn des Lebens – das alles hat die Gestalt eines spannungsgeladenen ungewöhnlichen Kriminalfalles: eines Vatermordes. Und ist doch weit mehr. Dostojewskis Roman, sein letzter, enthält die Summe seines unaufhörlichen Nachdenkens über den Menschen; er gibt ein realistisches Bild der demoralisierten bürgerlichen Gesellschaft im zaristischen Rußland. Die Zwiespältigkeit und Widersprüchlichkeit im Denken und Trachten des Dichters brauchte im Film nicht ausgelassen zu werden, denn die historische Distanz bedeutet hier zugleich kritische Distanz.
Ein großer Film, der sich dank der Regieleistung von Iwan Pyrjew würdig seinen sowjetischen Vorgängern an verfilmter Weltliteratur anschließt. Michail Uljanow (der Bachirew in „Schlacht unterwegs"), Kirill Lawrow (der Sinzow in „Die Lebenden und die Toten"), Andrej Mjagkow als Aljoscha und Linella Pyrjewa als Gruschenka sind die großartigen Hauptdarsteller. -gg-

Anno Tobak

Ein berühmter Revolver

Mitte des 19. Jahrhunderts begann durch die Herstellung von Metallpatronen und die Konstruktion von selbsttätigen Patronenhülsenauswerfern sowie gasdichten Trommeln eine neue Etappe der Entwicklung des Revolvers. Bis dahin hatte das Revolvergeschoß nur eine niedrige Anfangsgeschwindigkeit und geringe Durchschlagskraft besessen, da durch den Zwischenraum vom Lauf zur Trommel ein Gasverlust eintrat. Konstrukteure in aller Welt versuchten dieses Problem zu lösen. Es entstanden gasdichte Revolver, bei denen entweder die Trommel in das hintere Laufende oder das hintere Laufende in die Trommel geführt wurde.
Der bekannteste Revolver, den wir besonders aus Büchern und Filmen über die Große Sozialistische Oktoberrevolution und den Bürgerkrieg kennen, ist der siebenschüssige Armeerevolver Modell 95 Nagant (auch als Nagan bezeichnet).
Das Mantelgeschoß vom Kaliber 7,62 mm war vollkommen von der

Deutscher Militärverlag, 239 Seiten, 6,30 Mark.

Heinz Senkbeil: „Olaf oder die Wandlung der vier"

Schon im Titel steht, was sich im Buche tut: die vier, die sich wandeln werden, das ist eine Panzerbesatzung. Und Olaf heißt der Junge, mit dessen Bekanntschaft eine Geschichte ihren Anfang nimmt, die Menschen verändern, Freundschaften schmieden, Liebende zusammenführen, kurz: das Leben freundlicher gestalten wird, wie gesagt wird. Unteroffizier Tessen hat es schwer, als er den Panzer übernimmt, Schwierigkeiten. Es klappt nicht, wie er es sich wünscht. Und sein Zugführer, Leutnant Töll, derzeit noch stellvertretender Kompaniechef, findet keine Zeit für den jungen Panzerkommandanten. So krebst Tessen für sich hin, bis . . . na ja, Gret, die er kennenlernt, macht ihm auch etwas Mut, denn ein duftes Mädchen als Freundin zu besitzen, das stärkt schon den Rücken. Und eben Olaf, dem die Besatzung – oder besser: nur sein Freund Tessen – ein gebasteltes Panzermodell verspricht. Und bald geht es aufwärts, denn Soldat Striegler bekennt sich zu seinem Unteroffizier, wenn auch zunächst nur in dieser Nebensächlichkeit.

Dann die Übung: Eine Unterwasserfahrt, bei der die Funkverbindung versagt. Was der Panzerbesatzung Anlaß bietet, sich wirklich und echt zu bewähren. Freilich hat einer von ihnen, als sie blind unten hocken und sich ihre Maschine auf die Seite legt, eine schwache Sekunde, aber darüber sprechen sie nicht. Und zum Schluß ist im großen und ganzen alles in Ordnung. Eine Liebelei ist Liebe geworden, eine Liebe, die keine war, zerbrochen. Olaf wird seinen Panzer erst später bekommen, doch Freunde von Happy-End-Schlüssen werden befriedigt sein.

In diesem Buch geht es in erster Linie um die Menschenführung. Damit trifft der Autor zweifellos ein wichtiges Thema unserer Armee. So finden sich eine Menge Beispiele, wie man mit Genossen umgehen kann und soll (manchmal recht didaktisch), und diese gesamte Problematik zeigt sich in ihrer Breite mehr als – leider – in der Tiefe. Es wird viel erzählt, Erfahrungen werden lebendig, doch scheinen mir bei allem Beschreiben der Wandlungsvorgänge die Charaktere der Soldaten selbst und die Ursachen ihrer Schwierigkeiten weniger erfaßt zu sein. Und das ist – besonders bei diesem nützlichen Buch – anzumerken.

Claus

om Ende verjüngten Patronenhülse umschlossen. Wurde der Hahn gespannt, schob eine Vorrichtung die Trommel nach vorn, und in das hintere Laufende wurde die aus dem Patronenlager herausragende Patrone eingeführt. Dadurch war der Revolver gasdicht abgeschlossen.

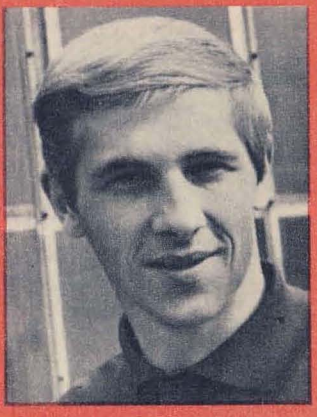
Gebaut wurde diese Waffe zuerst in Lüttich. Der Konstrukteur war der Belgier Nagant. Das Modell wurde an Rußland verkauft, dort in großer Stückzahl hergestellt und waffentechnisch weiterentwickelt. Ausgeliefert wurde die Waffe in verschiedenen Versionen – so mit langem und mit verkürztem Lauf. Für ihre große Zuverlässigkeit, die hohe Treffgenauigkeit und Schußweite, spricht die Tatsache, daß ihre letzte Version noch im zweiten Weltkrieg in der Sowjetarmee verwendet wurde.

W. Kopenhagen

PORTRAIT

LEUTNANT KLAUS KATZUR

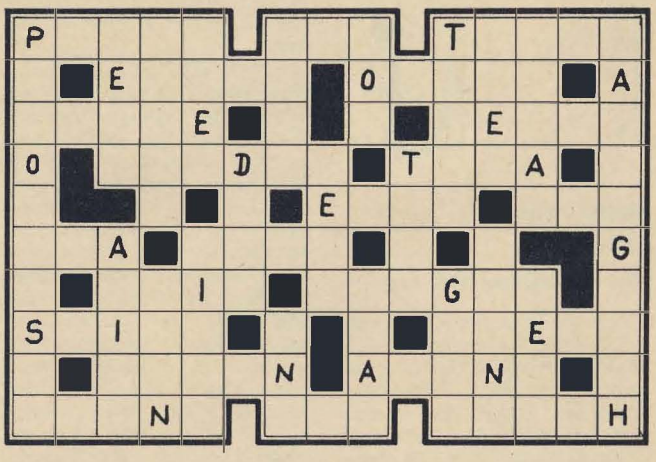
Geboren: 26. 8. 1943, Beruf: Karosseriebauer, Klub: ASK Rostock, größte sportliche Erfolge: Teilnehmer der Olympischen Spiele 1964 und 1968, DDR-Meister über 200 m Brust 1965 und 1969.



Klaus Katzur gehört zur Weltspitze im Brustschwimmen. In den meisten Ländern wäre er Rekordhalter und Seriensieger bei Meisterschaften. Nicht so bei uns. In seinem Freund und Klubkameraden Egon Henninger hat der großgewachsene, blonde Athlet einen Konkurrenten, der immer um einige Zehntel schneller war. Doch nie gaben er und sein Trainer Richard Schlegel, der ihn schon seit vielen Jahren betreut, auf. Klaus trainierte weiter, stagnierte auch zuweilen, konnte sich aber nun, im siebenten Jahr seiner Schwimmerlaufbahn, über zwei neue Bestzeiten freuen. Im Juni schlug er – zum ersten Mal seit den DDR-Meisterschaften 1965 – Egon Henninger. Und im August holte er sich, wiederum im Zweikampf mit Henninger, in 2:27,2 min den Meistertitel und den DDR-Rekord. Auch auf der 100-Meter-Distanz konnte er seine persönliche Bestzeit verbessern. Sein bisheriger Rekord stammte noch aus dem Jahre 1965 und stand bei 1:09,2 min. Im Sommer dieses Jahres schwamm er schon 1:09,1 min, und vielleicht hat er sich inzwischen schon wieder gesteigert. Gelegentlich versucht sich der Rostocker im Lagenschwimmen – meist mit ansprechenden Leistungen. Vielleicht hören wir eines Tages noch von herausragenden Zeiten Klaus Katzurs aus 200-m- oder 400-m-Lagenwettbewerben.

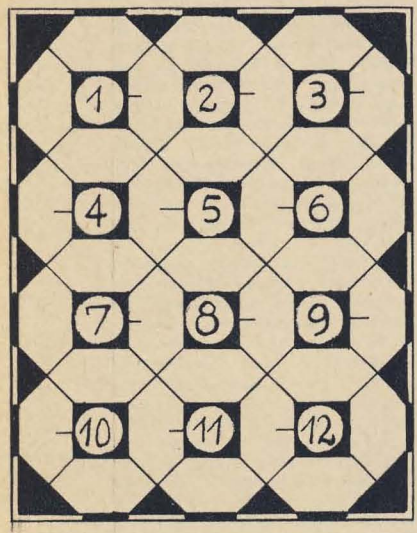
K. M. F.

KREUZGITTER



1. Haushaltgerät, 2. Start- und Landefläche auf Flughäfen, 3. beliebter Clown des Moskauer Staatszirkus, 4. Elend, 5. Nebenfluß der Donau, 6. Vorratswagen der Lokomotive, 7. südfanzösische Hafenstadt, 8. sowjetischer Kosmonaut, 9. Abscheu, Widerwillen, 10. Versform, 11. Fluß in Nordengland, 12. Auswahl, Auslese, 13. nordschweizerische Industriestadt, 14. Zuchttier, 15. Gewebe, 16. gegerbte Tierhaut, 17. Gesichtsfarbe, 18. Faserpflanze, 19. Wiesenpflanze, 20. alte Münze, 21. Industriestadt an der Elbe, 22. Bindegewebe, 23. Bearbeiter von Kartenwerken, 24. Teil der ungarischen Hauptstadt, 25. deutscher Dichter (1797–1856), 26. Gebirgsstock auf der Insel Kreta, 27. französische Widerstandskämpferin, 28. Abwesenheitsbeweis, 29. Notruf auf See, 30. Gemenge von Kalkstein und Ton, 31. Funkmeßgerät, 32. südamerikanische Hauptstadt, 33. kolloide Lösung, 34. Staatshaushalt, 35. italienischer Maler, 36. Fluß im Vorland des Kaukasus, 37. europäische Hauptstadt, 38. Stadt in der Türkei, 39. Getreidepflanze nach dem Dreschen, 40. Stadt in Japan, 41. Titelgestalt bei Shakespeare, 42. deutscher Rechenmeister, 43. Destillationsprodukt.

FLIESENRÄTSEL



Die Wörter beginnen in dem Feld mit dem Häkchen und laufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.
1. erfolgreicher ASK-Ringer, 2. sowj. Filmregisseur, 3. Depot, Sammellager, 4. Schiffshinterteil, 5. Gesetzbuch, 6. Brettspiel, 7. Aufbau auf dem Vorderschiff, 8. Teil des Rades, 9. Sprengkörper, 10. deutscher Schriftsteller, 11. Sinnesorgan, 12. Nebenfluß des Rheins.

SILBENRÄTSEL

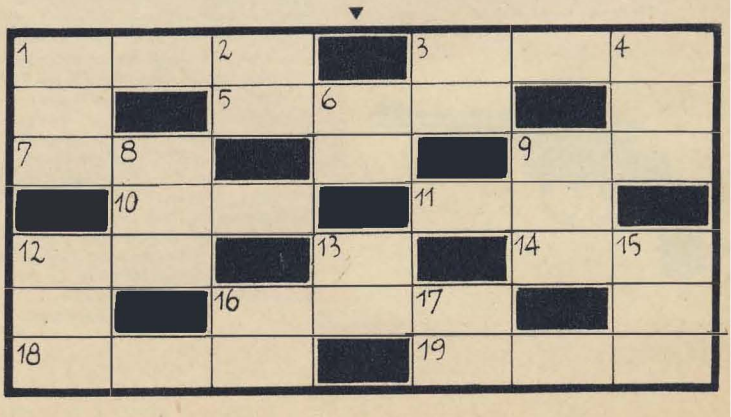
Aus den Silben arm – ba – beer – brust – der – di – don – e – e – elf – er – feu – har – le – lon – lon – log – lor – me – ne – nert – pe – pi – pi – pol – pu – stand – sto – tail – tap – ten – ter – ter – un – wehr – wei sind 14 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine militär. Dienststellung.

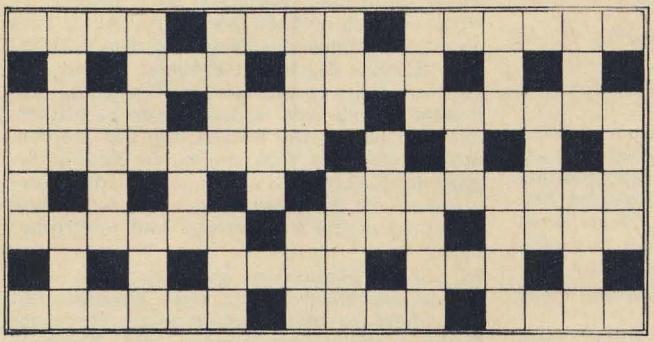
1. Fischfanggerät, 2. alte Waffe, 3. Verteidigungsanlage, 4. Faustfeuerwaffe, 5. Zubringerschiff, 6. Abteilung der VP, 7. Strafstoß beim Fußballspiel, 8. europ. Hauptstadt, 9. Antennenart, 10. sozial. deutscher Schriftsteller, 11. Teilstrecke, 12. militär. Einheit, 13. Schlußwort, 14. zeitgenössischer deutscher Schriftsteller.

SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. scherzhafte Nachahmung, 3. Truppenübung, 5. Salatpflanze, 7. Vorsteher einer Fakultät, 9. neuartige Lichtquelle, 10. rumän. Luftfahrtgesellschaft, 11. Mehrladeeinrichtung des Revolvers, 12. Feingebäck, 14. Komponist der Operette „Land des Lächelns", 16. Giraffenart, 18. Bad in Bez. Rostock, 19. Salzwerk. –

Senkrecht: 1. Truppenschau, 2. Konstrukteur eines Motors, 3. weibl. Vorname, 4. Teil des Verbrennungsmotors, 6. Strom in Sibirien, 8. lyrisches Chorwerk, 9. dünnes Blättchen, 12. Waffe der Seekriegführung, 13. Kaffeesorte, 15. Fischfanggerät, 16. nordafrik. Hafenstadt, 17. Stadt in Italien.

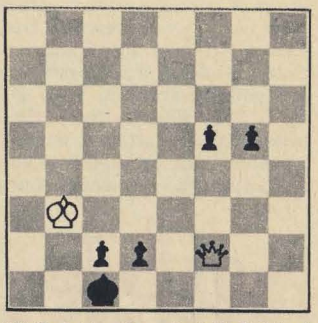




KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN

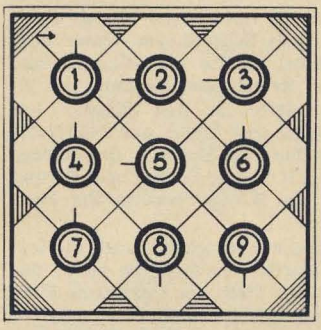
Alt – Ast – Ede – Erg – Eta – Eva – Ili – Inn – Kai – Lie – nie – San – Vah – Wal – Agra – Areg – Aula – Bord – Crew – Ewer – Idar – Idol – Inka – Isar – Isis – Gori – Kola – Lost – Olga – Raab – Reed – Rist – Rose – Tael – Werg – Wind – Hangar – Signal – Sirene – Vesper – Batterie – Sergeant.

SCHACH



Weiß zieht und gewinnt (J. Behting)

WABENRÄTSEL



Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.

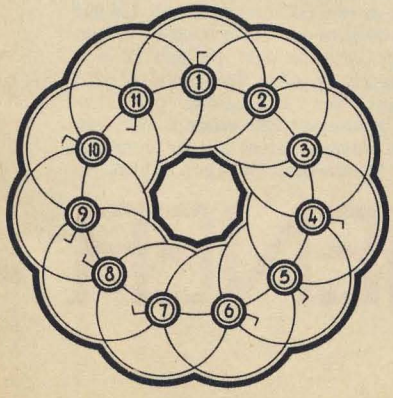
1. Habsucht, 2. weiblicher Vorname, 3. Autor des Romans „Der Untertan", 4. Bewohner einer Sowjetrepublik, 5. Versammlungsraum, 6. Stadt in Japan, 7. Pferderennbahn, 8. Nachtvogel, 9. Bedeutung, Geltung. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Außenfelder – bei 1 beginnend und in Uhrzeigerrichtung gelesen – die Bezeichnung für eine Artilleriewaffe.

WÖRTER IN KREISEN

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung um das Zahlenfeld.

1. kaufmännischer Begriff, 2. türkisch-arabischer hölzerner Wagen mit hohen Rädern, 3. Fluß in Frankreich, 4. Stadt im Bezirk Cottbus, 5. Kreisstadt im Bezirk Erfurt, 6. Amtstracht, 7. Stadt in der Türkei, 8. Stadt in Frankreich, 9. Nebenfluß der Elbe, 10. Unechtes, 11. Gesichtsausdruck.

Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Außenfelder – von 1–11 gelesen – einen Sprengkörper.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1969

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Beimler, 8. Kessler, 12. Simonow, 14. Katamaran, 15. Fernsehen, 16. Staffel, 19. Gleis, 22. Isel, 23. Orla, 25. Grade, 28. Alge, 29. Erde, 30. Emden, 32. Belas, 35. Remis, 37. Auge, 38. Auer, 40. Soldat, 41. Tiger, 42. Indigo, 43. Halo, 45. Judo, 47. Hanna, 50. Nitra, 53. Arrak, 55. Hron, 57. Emil, 58. Osten, 61. Ware, 63. Eibe, 65. Mirny, 69. Melasse, 72. Blindflug, 73. Kronstadt, 74. Referat, 75. Correns, 76. Konsole. – **Senkrecht:** 2. Email, 3. Miami, 4. Etat, 5. Finte, 6. Wolf, 7. Hofer, 9. Enns, 10. Speer, 11. Elend, 12. Sasse, 13. Welle, 17. Alte, 18. Foka, 19. Gretschko, 20. Eid, 21. San, 22. Iglu, 24. Arie, 25. Ger, 26. Arm, 27. Eishockey, 31. Enden, 32. Beton, 33. Legat, 34. Sarja, 36. Eider, 37. Ath, 39. Rio, 44. Asow, 46. Dame, 48. Nut, 49. Ahn, 51. Igel, 52. Rees, 53. Alm, 54. Rur, 56. Namur, 57. Ebert, 59. Salto, 60. Einer, 62. Regel, 64. Iskar, 66. Iltis, 67. Nadel, 68. Ofen, 70. Ares, 71. Anno.

SILBENKREUZGITTER. Waagerecht: Kommando (2), Domino (15), Genever (12), Nebel (19), Mole (20), Liga (13), Terni (16), Toni (23), Torso (17), Bamako (9), Romantik (21), Lafette (1). – **Senkrecht:** Kombine (5), Doge (8), Dover (7), Novelle (18), Neper (3), Bellini (10), Monitor (22), Torero (14), Halma (11), Sonate (24), Batik (6), Kola (4).

WABENRÄTSEL. 1. Takt, 2. Kris, 3. Kien, 4. Neid, 5. Tier, 6. Mais, 7. Kamm, 8. Ader, 9. Elba, 10. Laie, 11. Lima, 12. Darm, 13. Berg, 14. Elbe, 15. Elle, 16. Rede, 17. Torr, 18. Beet, 19. Eule, 20. Urne. Tragriemen.

FÜLLRÄTSEL. 1. Turbine, 2. Tundsha, 3. Papagei, 4. Monolog, 5. Kapelle, 6. Meister, 7. Stassow. – Tupolew –

SCHACH: 1. Dh3! Vier Steine, drei Tempi – und doch ein Problem!

Giftmischer, Gaukler,

„Ich deckte sie mit dem dünnen Laken zu, dann griff ich zum Telefon und rief den FBI-Arzt an. ENDE." Mit einem Seufzer der Erleichterung reißt der Mann, der diese Worte getippt hat, den Manuskriptbogen aus der elektrischen IBM-Maschine, schiebt die Tasse mit dem kaltgewordenen Kaffee beiseite, greift zum Kognakschwenker und trinkt genießerisch einige Schlucke.

Er hatte Grund zur Zufriedenheit. Am 20. hatte er sein Monatspensum geschafft, das zweite Manuskript war fertig. „Die Schwestern des Bösen. Ich zog die Gangsterbraut auf meine Seite" – dieser Titelvorschlag dürfte vom Lektor gebiligt werden. 1 400 DM würde Gustav H. Lübbe, allgewaltiger Chef des westdeutschen Bastei-Verlages, aufgestiegen vom Journalisten zum größten Verleger der Groschenromanbranche mit einem Ausstoß von wöchentlich zwei Millionen Exemplaren in fünfzehn Serien, dafür ausspucken.

Nach Stunden angespannter Konzentration erschlafft, lehnt sich der Mann in den Sessel zurück. Er fühlt sich wohl und meint, allen Grund zu haben. Er ist „fester Autor" bei Bastei, keine „graue Maus", die so nebenbei für 600 oder höchstens 800 DM in Bastei-Silvia-, Bastei-Florentine- oder Bastei-Stella-Romanen den abgestandenen Frauenkitsch bastelt. Er gehört zu den Schreibern der G-man-Jerry-Cotton-Serie, dem großen Reißer des Verlages.

Was Gustav H. Lübbe und sein Chefredakteur Günther Jäkel wollen, er, der Jerry-Cotton-Profi, weiß es ganz genau: Er kann Banden erfinden, sich grausige Morde und scheußliche Foltern ausdenken – doch der FBI-Agent Jerry Cotton, der schießen, boxen und prügeln kann wie kein zweiter, dieser Tausendsassa muß ein Edelmensch sein, der Gangster, vor allem als Minderwertige dargestellte Ausländer jagt. Mag FBI, die amerikanische Bundespolizei, tausendmal der allmächtige Spitzelapparat gegen alle progressiven Amerikaner sein. mag FBI Rassenmörder decken und beide Augen zukneifen, wenn Neger blutig verfolgt werden, für den Autor der Jerry-Cotton-Serie wiegen solche Fakten, die er sogar gelegentlich in der „Süddeutschen Zeitung" oder in der „Frankfurter Rundschau" nachlesen kann, nicht.

Nicht ernst zu nehmen braucht der Autor auch ein Rundschreiben des Verlags, in dem es heißt: „Die Romane des Bastei-Verlages müssen frei sein von jugendgefährdenden Elementen. Aus diesem Grunde sind in den Texten zu vermeiden: die realistische Schilderung von Morden, Schlägereien und Folterungen, die Entschuldigung des Verbrechens mit psychologischen Vorwänden, die Schilderung der Behörden und Ordnungsmächte als korrupt und verbrecherisch."

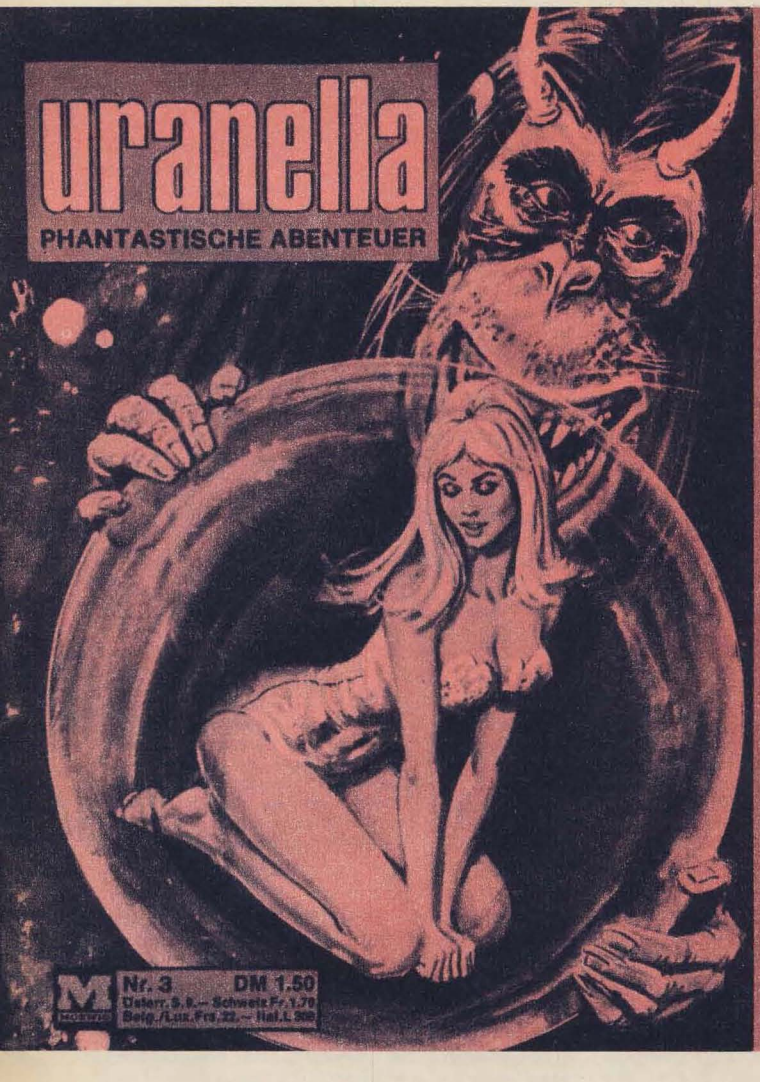
In seinem Manuskript sind immerhin neun Morde, ein Mordversuch, zwei Attentate mit Schwefelsäure und Senfgas sowie ein gutes Dutzend Körperverletzungen und Überfälle placiert. Und die angeblich untersagten realistischen Schilderungen? Der Autor blättert in seinem Manuskript und liest:

Sie lag, umschwebt von einem Hauch ihres Parfüms, neben dem Schreibtisch. Unter dem linken Schulterblatt klaffte die Wunde, eine gräßliche Wunde. Es sah aus, als habe ihr jemand eine Zaunlatte in den Körper gerammt . . . Ich prüfte den Boden auf eventuelle Spuren und trat dann zu Majorie. Ihr Mörder hatte ein Messer mit breiter Klinge benutzt und es gedreht als die Klinge bereits ihr Herz durchstieß.

Der Autor lächelte, er war gewiß, auch die folgende Passage würde übermorgen, wenn das Manuskript auf dem Tisch des Lektors in Bergisch Gladbach lag, nicht beanstandet werden: „Mit dir haben wir was Besonderes vor. Du kennst doch Jemisons alten Packard. Zwanzig Jahre hat das Ding auf dem Buckel. Jetzt wird er verschrottet, das heißt: Eine Schrottpresse faltet ihn zu einem handlichen Blechpaket zusammen, bevor er in den Schmelzofen wandert. Und dich, Puppe, legen wir in den Kofferraum, schön verschnürt mit einem Knebel zwischen den Zähnen. Du wirst alles mitkriegen. Wirst merken, wie das Ding ausgeschlachtet wird. Reifen ab, Sitze 'raus. Der Greifer eines Krans packt die Schachtel und transportiert dich in das Betonbett. Und dann kommt die hydraulische Presse. Die sorgt dafür, daß du eins wirst mit dem Blech. Viel Spaß!"

Der Mann, der jetzt das Manuskript in einen Umschlag schiebt, nennt sich Schriftsteller. In Wirklichkeit ist er ein Giftmischer. Für 175 000 Exemplare, die sein neuer Jerry Cotton haben wird, hat er die Gifte dosiert, die den Lesern in die Hirne getropft werden. Es sind die Gifte der Grausamkeit, der Brutalität, der Unmenschlichkeit, gekoppelt mit einer Droge, die das herrschende Gewaltsystem als gottgegeben preist und den Widerstand dagegen lähmt.

GROSSVERDIENER



Götter, Götzen und Dämonen beherrschen die Träume und Wünsche, Begierden und Ängste der Menschen seit Jahrtausenden. Sie leben auch heute in kühnen Visionen, Apokalypsen und Traumbildern fort: dämonischer, schwindelerregender denn je. Wie in den Abenteuern der schönen Prinzessin von Neutron, Uranella. Sie ist blond, schlankwüchsig, hochbeinig und rein. Sie ist in Gefahr. Immer. Denn Morbus, der Mutantenpriester des fernen Planeten Inferia, Beherrscher der vierten und fünften Dimension – der B ö s e – will sie besitzen. Nicht nur ihren Mund, ihren Leib – er will ihre Seele.
Die uralte Frage nach dem Sieg der Dämonen über das Reine oder dem Sieg der Schönheit über die apokalyptischen Mächte der Finsternis stellt sich in Uranella auf neue, erregende Art . . .
Der Comic-Strip, mit seiner frappierend direkten Aussage, ist das ideale Medium zur Darstellung dieser berauschenden, oft gewagten, phantastischen Abenteuer. Seit Barbarella . . . ist er den Kinderheften entronnen, hat er den Weg in die Hand des intelligenten Erwachsenen gefunden.

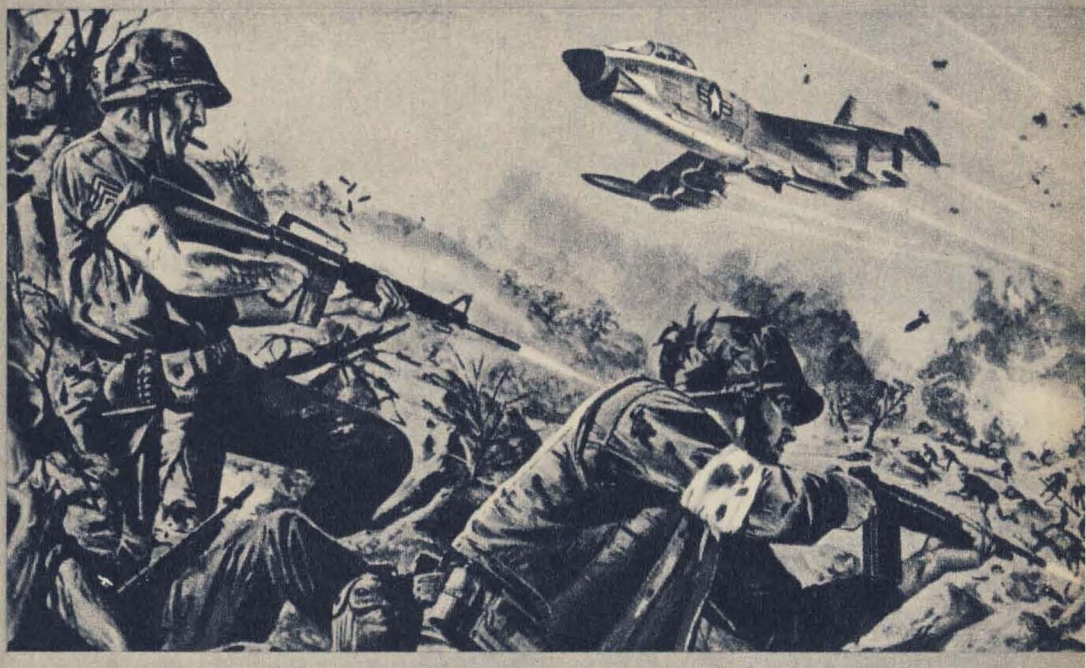
(Werbung des Münchener Moewig-Verlages)

Psychologen und Soziologen urteilen, daß durch die Krimi-Serien die Verrohung und die Kriminalität stark steigen. In den letzten zehn Jahren ist in Westdeutschland die Kriminalität fast dreimal schneller als die Bevölkerung angewachsen. 1967 erreichte die Kriminalität mit 2 070000 bekannt gewordenen Vergehen und Verbrechen (a u ß e r Verkehrs- und sogenannte Staatsschutzdelikte) den absoluten Höchststand.

In Westdeutschland werden im Durchschnitt täglich fünf Morde verübt oder versucht und drei Banküberfälle begangen. 1967 wurden registriert: 163 000 Diebstähle, 142 000 Einbrüche in Geschäften und Lagerräumen, 61 000 Automatenplünderungen, 58 000 Autodiebstähle, 46 000 Wohnungseinbrüche, über 1 100 Einbrüche in Banken.

München 2, Türkenstraße 24. In einem modern eingerichteten Büro liest ein Mittdreißiger in einem Manuskript mit dem Titel „Armee der Gespenster – Wesen aus Licht – eine tödliche Gefahr für alles Leben in der Milchstraße". Ärgerlich schüttelt er den Kopf und streicht mit dem Rotstift einen slawisch klingenden Namen. So etwas soll es in der Serie „Perry Rhodan – der Erbe des Universums" des Moewig-Verlages nur ausnahmsweise geben. Schließlich ist er als Lektor dafür verantwortlich, wie Woche für Woche in Hunderttausenden Exemplaren die Zukunft der Menschheit in der Vorstellung der Leser aussehen soll. Mit einem anerkennenden Pfiff quittiert er dann die Sätze:

„Du atmest auf der Erde auch bei jedem Atemzug Tausende von Bakterien ein, die von den Abwehrkräften deines Körpers vernichtet



Während der deutsche Landsertyp als wirksamstes aktivistisches Leitbild bei der Bundeswehr dominiert und mit ihm der zweite Weltkrieg sozusagen noch einmal geführt wird, berichten amerikanische Männermagazine, die an den US-Einkaufszentralen der Bundesrepublik zu haben sind, über Abenteuer, die sich mit Vorliebe auf dem vietnamesischen Kriegsschauplatz abspielen. „Die beiden Bestandteile des gepfefferten Lese-Gerichts laden sich gegenseitig auf: Der Sex wird erregender und abenteuerlicher, die Sadismen werden erotisch überhitzt, dadurch eingängiger und angenehmer nachzuempfinden. Eine Art der Zubereitung, die sich besonders für den Vietnam-Krieg empfiehlt . . .

werden, ohne dir etwas dabei zu denken. Vielleicht denken sich die roten Gespenster auch nichts dabei, wenn sie uns die Energie abnehmen." – „Das macht die Gefahr nicht geringer." Rote Gespenster – das ist gut komponiert, alle Achtung!

Zufrieden mit sich und seinem Tun überlegt der Mann an seinem Schreibtisch, wie er der Perry-Rhodan-Serie mit dazu verholfen hat, Spitzenreiter in den Science-fiction-Reihen zu werden. „Wir bemühen uns, in Form spannender Unterhaltung die Ideale der Humanität, des Verstehens, der Toleranz und der risikobereiten Persönlichkeit zu engagieren", das hatte Hans Kneifel, einer der Autoren, sehr schön gesagt, aber das harte Geschäft sieht anders aus, und viel Phantasie war nötig, ehe Perry Rhodan geboren wurde, ein Amerikaner, mehrere hundert Jahre alt, unsterblich, als „Großadmistrator" des „Solaren Imperiums" Herrscher im Kosmos, Vernichter aller Gefahren, die aus dem Weltraum kommen.

Wie oft hatte er selbst eingegriffen und Sätze in die Manuskripte eingefügt wie „Moral, mein Sohn, ist etwas für Theoretiker oder Dichter oder knochentrockene Jungfrauen", „Mit gutem Willen und einer menschlichen Gesinnung allein ließ sich kein galaktisches Imperium aufbauen, denn nicht alle Völker waren zu einer friedlichen Zusammenarbeit bereit", „Eine wohlabgewogene Gesetzmäßigkeit schien in diesem Universum die Folgen von Krieg und Frieden zu bestimmen" oder „Ich konnte offene Bewunderung für dieses Land heraushören, aber auch die unumstößliche Bereitschaft, um neuen Lebensraum zu kämpfen".

Wie hatte er auch mit einem der sechs Autoren geknobelt, um Perry Rhodans und seiner Freunde Vorrecht, unsterblich zu sein, geschickt zu verkaufen? Er hat ihn noch im Kopf, den Satz, daß Perry Rhodans Untertanen erkennen müssen, „daß eine unsterbliche Menschheit die Stabilität des Solaren Imperiums zerstört hätte, daß Unsterblichkeit nur wenigen Auserwählten zukommen dürfe, und daß Perry Rhodans Auswahl gerecht und im Interesse der gesamten Menschheit gewesen ist".

Der Mann, der jetzt seinen Gedankenflug unterbricht und weiter im Manuskript liest, ist laut Vertrag ein Lektor. In Wahrheit ist er ein Gaukler. Über 400 Titel mit einer Gesamtauflage von etwa 25 Millionen Exemplaren sind zum großen Teil durch ihn zurechtgetrimmt worden. Durch Streichungen und Einfügungen

CYCLE

Während die eigene Seite, hier die Amerikaner und ihre Verbündeten, als Kreuzfahrer aufmarschieren, denen keine Tugend fremd ist, erscheinen die Gegner, die Roten, als mordlüsterne Bestien, die man mit allen Mitteln ausrotten muß . . .

Während Amerika als Paradies, als Hort und Zuflucht aller freien Menschen angepriesen wird, erscheint die Gegenseite als Hölle, werden alle jene, die vor der Paradies-Tür stehen, oder die, ob rot oder nicht, die amerikanische Lebensart nicht mögen, als

Menschen niederen Ranges typisiert, als Barbaren, die in jedem Augenblick werden können, was die Magazine mit dem unnachahmlichen Ausdruck ‚America-hate-bastards' (etwa: Bastarde, die Amerika hassen) bezeichnen!"

(Pardon 5/68)

hat er dazu beigetragen, den Lesern vorzutäuschen und zu suggerieren, daß in künftigen Jahrhunderten das Herrschaftssystem des Imperialismus bleiben, daß es weder Demokratie noch Menschlichkeit in der Super-Diktatur unter Perry Rhodan geben wird, daß die Dschungelgesetze des Spätkapitalismus ihre gigantische Ausdehnung in den Kosmos erfahren sollen.

Untersuchungen haben ergeben, daß die Perry-Rhodan-Serie vor allem von den 13- bis 22jährigen gelesen wird: Oberschüler, Schüler, Lehrlinge. Angestellte und Arbeiter sollen je zu einem Fünftel beteiligt sein. Der westdeutsche Publizist Hubert Bacia über die Auswirkungen auf die Leser: „Indem sie die unerhörten Gefahren des Alls wöchentlich in Kämpfen überwinden, die wonnigen Schauder machen, werden sie zur unverbrüchlichen Gefolgschaft des Perry Rhodan. Er produziert faschistisch ausbeutbare Gefühle, weil er unter keinem anderen Aspekt auf dem Markt behauptet werden kann."

„Übermorgen um diese Zeit bin ich in Marokko", denkt der drahtige Endvierziger, an dessen Manieren der frühere Berufsoffizier der hitlerschen Wehrmacht zu erkennen ist. Fünf Wochen lang würde er faulenzen, und wenn er eine Woche länger in der Sonne braten wollte, einem der starken Männer unter den Managern des Pabel-Verlages in Rastatt werden auch sieben Tage mehr Urlaub gegönnt.

Er räumt an diesem letzten Arbeitstag seinen Schreibtisch auf, sein Blick fällt auf ein „Landser"-Heft, das er zur Neuauflage vorschlagen will. Längst sind die jährlich in einer Auflage von etwa 20 Millionen erscheinenden Hefte mit dem so seriös wirkenden Untertitel „Die authentischen Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges" nicht mehr die einzigen Sprößlinge des riesigen Unternehmens, aber sie sind seine liebsten Kinder. Wie hat er mit den Lektoren und Autoren herumgeschnauzt, wenn sie nicht spurten. „Wir haben in jeder Phase des Krieges tapfer gekämpft, daß es zu einem solch bitteren Ende kam, ist nicht die Schuld des deutschen Soldaten. Aus jeder Zeile muß das hervorgehen" – das war und ist seine Devise.

Wer nach wie vor der Feind ist und wie man ihn verteufelt? Das hat der Poeplau in „Fe-

stung Königsberg“ doch gut hingekriegt in der Lazarettszene:
„Männer!“ begann der Feldwebel. „Die Russen stehen vor der Stadt. Wir brauchen jetzt jeden, der eine Waffe halten kann, um Königsberg zu verteidigen. – Ich nehme an, Sie sind sich im klaren darüber, was geschieht, wenn der Iwan dieses Lazarett kassiert. Machen Sie sich keine

Das Literaturprogramm über den Zweiten Weltkrieg, das der Erich Pabel Verlag seit Jahren exklusiv pflegt, ist die Geschichtsschreibung einer modernen Zeit.

Mit der Veröffentlichung kompetenter Arbeiten ausländischer Autoren über die entscheidenden Phasen des Zweiten Weltkrieges kommt der Verlag jetzt noch mehr dem Wunsch nach objektiver, tendenzfreier Information über dieses bewegende Kapitel der Weltgeschichte entgegen.

falschen Hoffnungen mehr. Es geht jetzt hart auf hart.“
Oder sein alter Freund George, dessen Heft „Beresina – Pforte zur Hölle“ sich gut verkauft, wie er der jüngsten Statistik entnimmt, ehe er sie in eine Schublade legt. Tja, das kann der George, den Russen einige saftige Kriegsverbrechen anhängen, zum Beispiel wie sie ihre Gefangenen behandeln:
Der Russe suchte abermals die Wodkaflasche heraus. Er trank jetzt aber allein. Anschließend stellte er sich breitbeinig vor den Ausgang und meinte drohend: „Ihr alle große Schwein! Alle Germanski Schweine!“ Seine Augen funkelten gefährlich bei diesen Worten. Jetzt macht er uns fertig, dachte Ventzki. Er bekam auf einmal keine Luft mehr. Irgend etwas drückte ihm die Kehle zu. Der Sergeant stieg zwei Stufen hinauf und blieb wieder stehen. Als er sich umdrehte, schwankte er merklich. Dann nahm er seine Trommel-MPi von der Schulter und machte sie schußfertig. Seine Miene zeigte keine Spur innerer Erregung, als er die Waffe auf die Gefangenen anlegte. „Er legt uns um!“ heulte Bernau in seiner Ecke. Aus! dachte Ventzki, jetzt ist es aus.
Und dazu noch, amüsiert sich der Manager, Georges Trick, zwei Worte in russisch hinzuschreiben und in einer Anmerkung zu erklären: „Unflätige russiche Redensart, die hier nicht übersetzt werden kann.“ Wodka, Flüche und Gefangenenliquidierung – das ist der richtige Kurs.
Er ist stolz in diesem Moment, Recht hat er gehabt, daß er hart geblieben ist gegenüber den Forderungen des Anzeigenleiters, der durchaus seine Hicoton-Bettnässer-, Möbel- und Rasierapparat-Inserate auch in den Landser-Heften unterbringen wollte. Recht hat er auch, wenn er statt dessen von Hitler hochdekorierte Offiziere vorstellt und in dieser Galerie ganz selbstverständlich auch einen SS-Sturmbannführer Bochmann, der mit der SS-„Totenkopf“-Division in der Sowjetunion eingesetzt war ...

In fesselnden Schilderungen verbürgter Einzelschicksale erstehen kriegshistorische Dokumentationen von erschütternder Aussagekraft, die den Soldaten als kämpfenden und leidenden Menschen zeigen und seine Taten dem Dunkel des Vergessens entreißen.

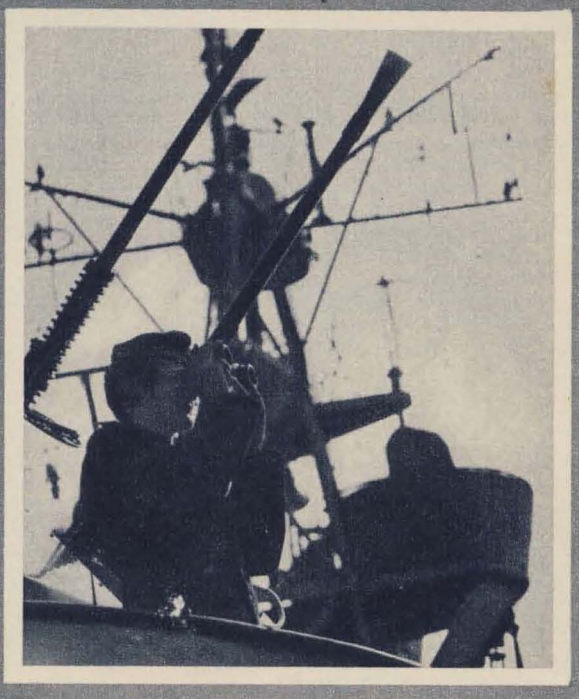
Einen Riecher für die richtigen Autoren muß man in seiner Branche haben, denkt er zufrieden. Wie hat er den Bertold K. Jochim auf Vordermann gebracht, der früher wie ein Elefant im Porzellanladen gewütet hatte. Wie feinsinnig dagegen jetzt der Schluß in „Walter Nowotny“, als amerikanische Flugzeuge den Jagdflieger in Görings Luftwaffe abgeschossen haben:
Über der Feuersäule, die zum Grabmal des „Tigers vom Wolchowstroj“ geworden ist, ziehen die amerikanischen Jagdflugzeuge noch immer ihre Kreise. Ihr Flug ist wie eine letzte Ehrung für den größten Gegner, dem sie je im Luftkampf gegenüberstanden.
Passable Schleichwerbung für den NATO-Partner!
Der Mann, der jetzt seinen Schreibtisch abschließt und sich von seiner Sekretärin einen erholsamen Urlaub wünschen läßt, ist als Großverdiener in seiner Umwelt hochgeachtet. Er verdient daran, daß er Munition im kalten Krieg liefert, daß er mit Hilfe von Geschichtsfälschungen, Antikommunismus und Chauvinismus den Typ des „deutschen Landsers“ zu einem Leitbild erhebt, das einer neuen Generation vorschweben soll, wenn sie in der Uniform der Bundeswehr für die Revanchepläne des westdeutschen Militarismus gedrillt wird.

Wolfgang Schwartze

Der Umsatz an „Landser“-Heften ist an den Zeitungskiosken in der Nähe von Bundeswehr-Kasernen sowie bei den Bahnhofsbuchhandlungen von Garnisonstädten besonders hoch.
In den Truppenbüchereien der Bundeswehr sind in großer Zahl Bücher aus dem Pabel-Verlag, die die Nazi-Generalität verherrlichen und ein entstelltes Geschichtsbild vom zweiten Weltkrieg erzeugen, vorhanden.

NVA

DIENST-LAUF-BAHNEN



Volksmarine

Die Volksmarine ist eine Teilstreitkraft der Nationalen Volksarmee. An der Seegrenze schützt sie die staatliche Souveränität und den friedlichen Aufbau des Sozialismus in der DDR. Ihre Aufgabe wird vor allem durch die besondere Lage und Verantwortung der DDR als westlicher Vorposten der sozialistischen Verteidigungskoalition in Europa bestimmt. Sie besteht darin, gemeinsam mit der Baltischen Rotbannerflotte der UdSSR und der Seekriegsflotte der Volksrepublik Polen die Seegrenzen der verbündeten sozialistischen Ostseeländer zuverlässig zu sichern und im Verteidigungsfalle die Seeherrschaft zu erringen. Dieser Aufgabe entsprechen ihr Aufbau, ihre Ausrüstung sowie die operativ-taktische und Gefechtsausbildung. Die Volksmarine verfügt u. a. über Torpedoschnellboote, Raketenschnellboote, U-Boot-Jagdschiffe, Küstenschutzschiffe, Minenleg- und -räumschiffe, Minenräumboote und Landungsschiffe. Moderne Waffensysteme, elektronische Anlagen und hochleistungsfähige Maschinen verleihen den Schiffen und Booten einen hohen Kampfwert. Im Geiste der roten Matrosen der Volksmarinedivision setzendie Angehörigen unserer Volksmarine die verpflichtenden Traditionen des Kampfes der deutschen Arbeiterklasse und der besten Kräfte unseres Volkes gegen Imperialismus, Militarismus und Krieg fort.

OFFIZIERE, Seeoffiziere

Anforderungen

Die Bewerber für die Seeoffizierslaufbahn sollen der Arbeiter-und-Bauern-Macht treu ergeben und bereit sein, als Berufssoldat in der NVA zu dienen. Voraussetzungen: Abitur oder 10. Klasse, Abschluß eines technischen Berufes, Höchstalter 23 Jahre, Tauglichkeitsstufe I, Teilnahme an der vormilitärischen Ausbildung der GST, Sektion Seesport, Besitz des Schwimmabzeichens.

Ausbildungsweg

Die Ausbildung erfolgt an der Offiziersschule der Volksmarine „Karl Liebknecht" Stralsund und dauert vier Jahre. Sie beginnt mit der militärischen Grundausbildung und wird fortgesetzt mit der gesellschaftswissenschaftlichen, allgemein-militärischen und Grundlagenausbildung. In den allgemein-technischen Fächern werden die Offiziersschüler u. a. vertraut gemacht mit verschiedenen Zweigen der Elektronik, Halbleitertechnik, Meß-, Steuer- und Regelungstechnik. Im 3. und 4. Lehrjahr kommen dazu: Schiffskunde, Schiffsführung, Nachrichten- und Funkmeßausrüstung, Navigation, Waffensysteme (Minen, Torpedo, U-Abwehrwaffen, Artillerie- und Raketenwaffen), Waffenleitanlagen, Seerecht, Wetter- und Meereskunde, Seetaktik, Or-

ganisation und Methodik der Gefechtsausbildung sowie Militärtopographie.
Die einzelnen Ausbildungsfächer und -etappen werden mit Prüfungen abgeschlossen, außerdem finden Lehrgänge und Bordpraktika statt. Als Nachweis über die Fähigkeit zu selbständiger schöpferischer Arbeit ist gegen Ende des 4. Lehrjahres eine Ingenieurarbeit anzufertigen. Ziel des Studiums ist die Ausbildung zum Seeoffizier (Ingenieur für Schiffsführungs- und Waffensysteme). Nach erfolgreichem Abschluß der Offiziersschule werden die Absolventen zum Unterleutnant ernannt. Die zivilberufliche Anerkennung der Ausbildung erfolgt entsprechend der Förderungsverordnung.

Einsatz in der Truppe

In der ersten Offiziersdienststellung erfolgt der Einsatz in der Regel als Wachoffizier bzw. Kommandeur eines Gefechtsabschnittes auf Schiffen oder als Kommandant eines Bootes. Dort obliegt dem Seeoffizier die Aufgabe, das anvertraute Schiff, Boot oder den Gefechtsabschnitt (Navigation, Artillerie-/Raketenwaffen, Sperr- oder Torpedowaffen) unter Beachtung des richtigen seemännischen und taktischen Verhaltens zu führen und einzelne Waffen bzw. die des gesamten Gefechtsabschnittes wirkungsvoll einzusetzen. An Bord hat er den täglichen Dienstablauf und den Gefechtsdienst zu organisieren sowie eine straffe Disziplin und Ordnung zu gewährleisten. Alle Maßnahmen müssen dazu dienen, die Besatzung zu einem festen Kampfkollektiv zu erziehen.

Perspektiven

Durch eigene militärische Weiterbildung und nach entsprechender Bordpraxis hat der Seeoffizier die Möglichkeit, Kommandant eines Schiffes zu werden oder eine Stabsfunktion zu übernehmen. Bei Neigung und Fähigkeit sowie durch Teilnahme an Lehrgängen ist auch der Einsatz als Politoffizier in verschiedenen Dienststellungen möglich. Die Übernahme höherer Kommandeurs- und Stabsfunktionen kann nach Besuch der Militärakademie erfolgen. Ist der Offizier mit zunehmender Dienstzeit nicht mehr borddiensttauglich, wird er entsprechend seinen Fähigkeiten in solchen Funktionen eingesetzt, in denen die Borddiensttauglichkeit nicht mehr gefordert ist.

UNTEROFFIZIERE, Waffenmaat

Anforderungen

Die Bewerber müssen bereit sein, zum Schutz der Seegrenzen des sozialistischen Vaterlandes mindestens 4 Jahre als Soldat auf Zeit freiwillig in der NVA zu dienen. Bedingungen sind: Abschluß der 10. Klasse, Borddiensttauglichkeit, hohe physische und psychische Leistungsfähigkeit, abgeschlossene Berufsausbildung als Schlosser, Dreher, Fräser, Werkzeugmacher oder auch in Elektroberufen. Vorausgesetzt wird weiter aktive Teilnahme an der GST-Ausbildung, erwünscht ist die Seesportqualifikation seemännisch B oder C.

Ausbildungsweg

Die Bewerber erhalten eine 12monatige kombinierte politische, militärische, spezialfachliche und praktische Bordausbildung. Diese umfaßt u. a. folgende Fächer: Politische Schulung, Waffen- und Gerätekunde, Einsatz der Bewaffnung, Wartung und Instandhaltung, Schießlehre, Sprengdienst bzw. Regeldienst, Pädagogisch-methodische Ausbildung, seemännische Grundlagen, Schutz-, Schieß-, Exerzier- und Sanitätsausbildung, Militärische Körperertüchtigung sowie Dienstvorschriften. Nach erfolgreichem Abschluß des Lehrganges erfolgt die Ernennung zum Maat.

Einsatz in der Truppe

Die ARTILLERIEmaate werden als Geschützführer auf größeren Schiffen oder als verantwortliche Unteroffiziere für die Artilleriebewaffnung in Bootsabteilungen eingesetzt. Die SPERRmaate werden als Gefechtsstationsleiter für die U-Jagd-Bewaffnung auf U-Jagdschiffen, als Gefechtsstationsleiter für die Minenräumbewaffnung auf Räumschiffen oder als Mechaniker für U-Jagd- bzw. Räumgeräte in Stützpunkten eingesetzt. Die TORPEDOmaate werden als verantwortliche Unteroffiziere für die Torpedobewaffnung in Torpedoschnellbootabteilungen oder als Torpedomechaniker in Stützpunkten eingesetzt. Mit der Übernahme ihrer Funktion sind die Maate voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Unterstellten sowie für die Einsatzbereitschaft der Waffen und technischen Mittel.

Perspektiven

Bewährte Maate können nach ausreichender Praxis als Ausbilder in Ausbildungseinheiten delegiert werden. Falls sie sich während der aktiven Dienstzeit als Berufssoldat verpflichten und entsprechend qualifizieren, eröffnen sich ihnen weitere Entwicklungsmöglichkeiten zum Obermeister ihrer Laufbahn an Bord, in Lehreinrichtungen oder Werkstätten sowie zum Oberbootsmann auf dem von ihnen gefahrenen Schiffs- oder Bootstyp.
Bei ehrenvollem Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst können die in die Reserve versetzten Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten die in der Förderungsverordnung gewährten Rechte beanspruchen.

Bergefahrzeug vor!

Die Erde ist knochenhart und rissig, die Luft flimmert vor Hitze. Bläulicher Dieselqualm, vermischt mit Staub, liegt wie ein Schleier über dem Kolonnenweg. Durch prasseldürres Gestrüpp, über knorrige Wurzelenden und kürbisgroße Feldsteine schiebt sich die Fahrzeugschlange vorwärts. Die Furt ist erreicht. LKW um LKW taucht ins nasse Element. Die breiten Stoßstangen schieben eine Bugwelle vor sich her, die sich am jenseitigen Ufer in einer Mulde fängt, in der noch trübes Wasser vom letzten Gewitterguß steht. Mit jedem aus der Furt ausfahrenden Wagen wird der Tümpel größer und tiefer. Tückisch ist das Wasser. Es weicht den unsichtbaren Grund mehr und mehr auf, verwandelt ihn in eine gefährliche Schmiere. Aus hundert öligen Augen grinst diese Lache. Da hat die Falle auch schon ihr Opfer gefaßt. Ein „Ural" ist aus der Spur geraten und im lehmigen Schlick abgesackt.

Der Fahrer flucht, schwitzt, kuppelt aus und ein; es hilft alles nichts, der Wagen sitzt im breiigen Untergrund der Riesenpfütze fest, angesaugt bis über die Hinterachse. Mit jedem Versuch, aus eigener Kraft dem Schlammbad zu entrinnen, wird die Lage aussichtsloser. Die Kolonne ist zerrissen. Schnelle Hilfe tut not.

Sie naht in Gestalt der Bergegruppe.

Die Situation ist klar: Eine Schleppverbindung muß geschaffen werden. Mit geübten Handgrif-

Bergefahrzeug vor! Der Ruf ist kaum verhallt, da setzt sich die Panzerzugmaschine schon in Bewegung. Mit ihrer zweckmäßigen Bergeausrüstung ist sie auch geeignet, Fahrzeugen, die in Wasserhindernissen festfuhren, zu helfen.

fen haben die Soldaten die Stahltrossen ausgelegt. Sie reißen die schweren Ösen hoch und springen in die brackige Brühe. Mehr rutschend als laufend, zerren sie das Stahlseil zum Haken. Die Ösen sitzen, jetzt die Rolle her! Eine kurze Verständigung mit dem Fahrer, heraus aus der Gefahrenzone – das Bergefahrzeug läßt die Seilwinde laufen. Langsam kriecht der versackte „Ural" vorwärts, schmatzend verdrängen seine Reifen den klebrigen Lehm . . .

Die Kolonne rollt schon wieder, als die Helfer ihre Bergeausrüstung noch verstauen. Sie kippen das Wasser aus den Stiefeln und warten auf weitere Befehle.

Diese Bergung war für die Männer um Hauptmann Fladerer nur ein „kleiner Fisch", wenn auch etwas feucht und schmutzig. Es müssen schon ganz andere Fälle eintreten, ehe sie unruhig werden. Den eben erlebten Vorfall nennen sie leichtes Steckenbleiben. Oftmals befreit sich der Fahrer selbst aus dieser mißlichen Lage. Schaufel, Spaten, Kreuzhacke, Wagenheber, Spill und Hilfsmaterialien genügen dafür. Sitzt das Fahrzeug auf, dann sind schon Hebebäume notwendig, um es wieder flott zu bekommen.

Anders jedoch beim schweren Steckenbleiben. Hier kann nur die Bergegruppe helfen. Sie

Eine Schleppverbindung herstellen erfordert von den Männern der Bergegruppe hohen Kraftaufwand. Wenn die Öse nicht paßt, muß ein Schäkel aushelfen.

Das Schlammloch ist besiegt. Mit Hilfe der Seilwinde wurde der „Ural" an Land gezogen.
Tempo, Tempo ist die Devise der Bergeleute, jede Minute zählt, damit die Marschstraße wieder frei wird.

rückt dann mit ihrem Spezialfahrzeug an, mit dem Kranwagen oder gar der Panzerzugmaschine.

Bergen heißt soviel wie in Sicherheit bringen, wieder eingliedern in den Bestand. Unter Gefechtsbedingungen werden durch Kampfeinwirkung ausgefallene Fahrzeuge (Kfz., Panzer, SPW, SFL) geborgen, um zur Instandsetzung gebracht zu werden. Das sind die schwersten Fälle. Diese Fahrzeuge sind bewegungsunfähig, z. T. verschüttet, umgekippt oder verklemmt. Zu ihrer Bergung müssen Kräne, Flaschenzüge und mitunter mehrere Schlepper herangeführt werden, damit die notwendigen Zugkräfte entstehen.

Solche Fälle allerdings können weder Hauptmann Fladerers Soldaten noch die Bergegruppe von Feldwebel Walter Suffa-Petri heute in der Praxis üben. Sie müssen sie imitieren.

Jede Situation ist dazu recht. Auch längst ausgemusterte Lastkraftwagen oder gepanzerte Fahrzeuge dienen als Lehrmaterial. Sie stecken tief im Schlick oder Fließsand, klemmen aussichtslos in einer Spalte, hängen förmlich an einem Hang, liegen „abgestürzt" auf der Sohle einer Böschung oder eingebrochen auf einer Brücke. Das sind dann schon komplizierte Situationen, die von der Bergegruppe Geschicklichkeit, persönlichen Einsatz und Können im Umgang mit dem Bergesatz verlangen. Und

auch ein wenig Mathematik ist vonnöten. Immerhin beträgt der Schleppwiderstand bei einem beispielsweise zu 40 Grad eingesunkenen Panzer zwischen 75 und 150 t. Da muß der Gruppenführer schon wissen, wie er die Resultante des Kräfteparallelogramms errechnet.

Unsere Bergegruppen werden entsprechend ausgebildet, und sie besitzen auch die jeweiligen technischen Mittel, um alle Arten der Kfz.- und Panzerbergung zu üben. Kranwagen, Schleppachsen und Zugmaschinen sowie das entsprechende Zubehör wie Trossen, Anker, Rollen, Flaschenzüge. Die schwersten Bergefahrzeuge sind die Panzerzugmaschinen. Sie können mit ihrer Spezialausrüstung auch Panzer und Kraftfahrzeuge aus Wasserhindernissen bergen.

Panzerzugmaschinen sind von den Kampfpanzern abgeleitete Spezialfahrzeuge. Fahrwerk, Wanne und die inneren Hauptaggregate sind standardisierte Baugruppen. Lediglich die Aufbauten sind verändert. Statt des Turmes tragen sie ihre Bergeausrüstung: Kräne, Seilwinden und Spezialeinrichtungen sowie Werkzeugsätze sind die hauptsächlichen Arbeitsmittel. Die Zugkräfte eines solchen Bergefahrzeugs erreichen ein Mehrfaches und die Hubkräfte mindestens die Hälfte der Masse der zu bergenden Typen. Pioniertechnische Mittel und Tarnmaterial gehören ebenso zur Ausrüstung wie eine leichte Bewaffnung zum Selbstschutz. Um bei relativ leichten Pannen Soforthilfe leisten zu können, führen Bergefahrzeuge einen Satz Ersatzteile mit sich.

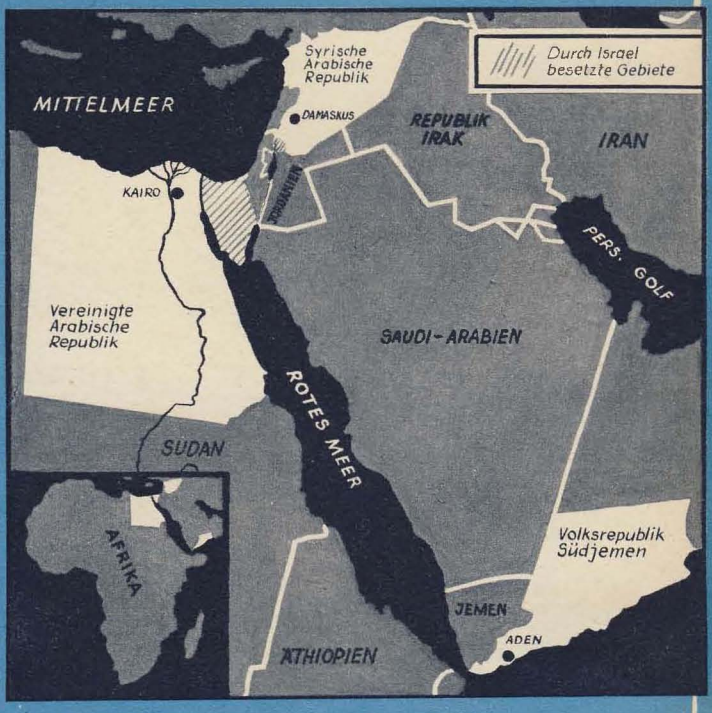
K. E.

Eine schöne Bescherung, ausgerechnet in solch einem Pfuhl muß das passieren. Was hilfts? Hinein in den Matsch, die Ösen an die Haken . . . dann die Rolle ran. Wäre doch gelacht, wenn die leidige Angelegenheit nicht schnell erledigt wäre.

AR-INTERNATIONAL

Aus unserem Jahrestagskalender:

25. Oktober: 25. Jahrestag der Rumänischen Streitkräfte
1. November: 15 Jahrestag des Beginns des revolutionären Befreiungskampfes in Algerien
7. November: 52. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution
10. November: Tag der sowjetischen Miliz
19. November: Tag der sowjetischen Raketentruppen und Artillerie
26. November: 45. Jahrestag der Mongolischen Volksrepublik
29. November: 25. Jahrestag der Befreiung Albaniens durch die Sowjetarmee



Immer wieder auf den (Hallstein-) Punkt

Das Manuskript unserer letzten AR-INTERNATIONAL-Beitrages war noch nicht gedruckt, als weitere Staaten volle diplomatische Beziehungen zu unserer Republik aufnahmen. Im folgenden setzen wir unsere Serie fort, in der wir Sie mit diesen Staaten kurz bekanntmachen möchten.

Syrische Arabische Republik

FLÄCHE: 185 180 km². BEVÖLKERUNG: 5 761 449 (1967). HAUPTSTADT: Damaskus. AMTSSPRACHE: Arabisch. WÄHRUNG: 1 syr. Pfund = 100 Piaster. WICHTIGSTE EXPORTGUTER: Baumwolle, Getreide, Textilwaren.

Am 16. September 1941 wurde Syrien nach 21jähriger französischer Kolonialherrschaft formell zur unabhängigen Republik erklärt, und 1946 waren die französischen sowie britischen Besatzungstruppen zum Abzug gezwungen. 1955 nahm Syrien an der Bandungkonferenz der afro-asiatischen Staaten teil. Konsequent antiimperialistische Maßnahmen nach der Israel-Aggression bei gleichzeitiger Vertiefung der Zusammenarbeit mit sozialistischen Ländern förderten den nichtkapitalistischen Entwicklungsweg. Große Aufmerksamkeit wird der Festigung des staatlichen Wirtschaftssektors gewidmet, wobei die sozialistischen Länder zunehmend zu wichtigen Lieferanten von Maschinen und Ausrüstungen sowie zu Großabnehmern von Baumwolle aber auch von Halb- und Fertigerzeugnissen wurden.

Volksrepublik Südjemen

FLÄCHE: 290 000 km². BEVÖLKERUNG: etwa 1,3 Millionen. HAUPTSTADT: Medina asch Schab (Stadt des Volkes). AMTSSPRACHE: Arabisch. WÄHRUNG: 1 südarab. Dinar = 20 Dirhams = 1 000 Fils. WICHTIGSTE EXPORTGUTER: Brennstoffe, Olraffinate, Kaffee, Baumwollgewebe.

Nach 128jähriger britischer Herrschaft entstand aus der Kronkolonie Aden und 17 von London zur „Südarabischen Föderation" zusammengezimmerten Zwergsultanaten am 30. November 1967 die Volksrepublik Südjemen. Einschneidendste soziale Maßnahme seit der Staatsgründung waren eine Bodenreform und die Bildung eines staatlichen Sektors der Volkswirtschaft.

Ende Juli 1968 sammelten sich in den ehemaligen Emiraten Beihan und Ober-Awlaqi vertriebene Feudalherren zum Angriff auf den jungen Staat. Die Regierung ordnete die Generalmobilmachung an und rief das Volk zu den Waffen. Die Feinde konnten zurückgeschlagen werden. Im Herbst 1968 wurde ein „Programm zur Verwirklichung der Etappe der national-demokratischen Befreiung" ausgearbeitet.

Vereinigte Arabische Republik

FLÄCHE: 990 869 km². BEVÖLKERUNG: 31 000 000 (1967). HAUPTSTADT: Kairo. AMTSSPRACHE: Arabisch. WÄHRUNG: 1 ägypt. Pfund = 100 Piaster. WICHTIGSTE EXPORTGUTER: Baumwolle, Reis, Rohstoffe und zunehmend Industrieerzeugnisse.

Nachdem 1922 Großbritannien die Unabhängigkeit des Königreiches Ägypten anerkennen mußte, war es 1953 gezwungen (18. Juni), die Ausrufung der Republik hinzunehmen und schließlich 1956 seine letzten Truppenverbände abzuziehen. Die britisch-französisch-israelische Suezaggression 1956 scheiterte am Widerstand des ägyptischen Volkes und der entschlossenen Haltung der Sowjetunion.

Zwischen 1957 und 1963 verstaatlichte die Regierung der VAR sämtliche Großunternehmen. Sie erbaute mit sowjetischer Hilfe bei Assuan den mächtigsten Staudamm Afrikas. Nach Einrichtung eines DDR-Generalkonsulates in Kairo 1959 erfolgte 1969 die Umwandlung der beiderseitigen Vertretungen in Kairo und Berlin in Missionen, und im Juli 1969 nahmen die DDR und die VAR volle diplomatische Beziehungen zueinander auf.

Bei der Uberwindung der Folgen der Israel-Aggression leisten die sozialistischen Staaten der VAR wirksame Hilfe.

DIENSTGRADABZEICHEN SOWJETFLOTTE

БФ = Baltische Flotte
ЧФ = Schwarzmeerflotte
СФ = Nordmeerflotte
ТФ = Pazifikflotte
Ф = sonstiger Flottendienst

1 Matros
Matrose
2 Starschi matros
Obermatrose
3 Starschina wtoroj stati
Maat

4 Starschina perwij stati
Meister
5 Glawni starschina
Obermeister
6 Mitschman
Stabsobermeister

1

2

3

4

5

6

7 Mladschi leitenant
Unterleutnant zur See
8 Leitenant
Leutnant zur See
9 Starschi leitenant
Oberleutnant zur See

7

8

9

10 Kapitan leitenant
Kapitänleutnant
11 Kapitan tretjewo ranga
Korvettenkapitän
12 Kapitan wtorowo ranga
Fregattenkapitän

10

11

12

13 Kapitan perwowo ranga
Kapitän zur See
14 Kontr-admiral
Konteradmiral
15 Wize-admiral
Vizeadmiral

13

14

15

16 Admiral
Admiral
17 Admiral flota
Flottenadmiral
18 Admiral flota Sowjetskowo Sojusa
Flottenadmiral der Sowjetunion

16

17

18

ARMEE Rundschau

HEFT 10
OKTOBER 1969
PREIS 1 MARK

3 Zwischen Wecken und Zapfenstreich
4 Postsack
7 Oberst Richter antwortet
9 Der Mäzen
14 Verregnete Flugtage
20 Die aktuelle Umfrage
24 DDR – unser Vaterland
26 Eine interessante Geschichte
31 Piraten!
34 Die Unsichtbaren im Weltraum
36 Anekdoten
38 Die „Ruhe" vor dem Sturm
40 Geburtsort: Feldlager
44 Grenzerehre
48 Sturmwarnung
50 Militärtechnische Umschau
53 Hamburg auf den Barrikaden
57 Der Kommandeur der Grenzwache
60 Die Straße über dem Strom
63 Sport – nicht nur an Bord
72 Soldaten schreiben für Soldaten
76 AR-Cocktail
80 Giftmischer, Gaukler, Großverdiener
85 NVA-Dienstlaufbahnen
87 Bergefahrzeug vor!
92 AR international

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Hansjürgen Uszceck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst A. F. Malkow und Oberst A. A. Selenzow, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow und Oberstleutnant L. Georgiew, Sofia; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-Werbung (Preisliste Nr. 4) · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. August 1969

Fotos: Gebauer (22) Titel, S. 7, 8, 48, 63, 64, 65, 66, 85, 87, 88, 89, 90, 91; Klöppel (2) S. 2, 29; Uhlenhut (16) S. 14, 15, 16, 17, 18, 19, 40, 41, 42, 43; Hammer (1) S. 23; Gerbeth (1) S. 25; Archiv (16) S. 26, 28, 49, 50, 51, 70, 71, 76, 77, 81, 82, 83; Reuel (2) S. 27; Zentralbild (1) S. 38; Richter (Fotomontage) S. 48/49; Novotny (1) S. 50; Syndoman (1) S. 52; APN (1) S. 57; Gatschikow (2) S. 58, 59; Capet (4) S. 60, 61, 62; Kronfeld (1) S. 77; Raddatz (1) Rücktitel.

STAR-Palette

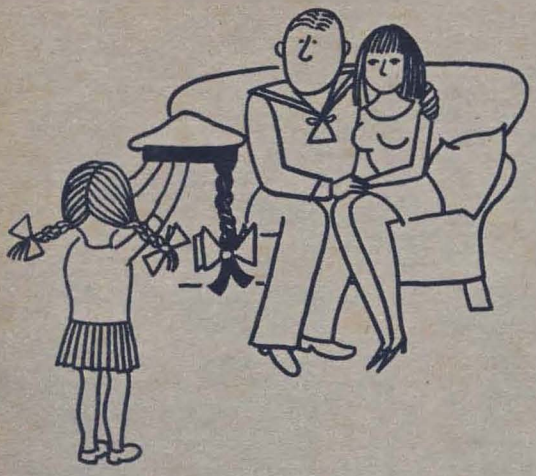
Hell und hoch über den Stimmen ihrer sieben Kolleginnen und Kollegen vom Gerd-Michaelis-Chor – bekannt durch den Spitzenschlager „Blau ist die Nacht" und die Erfolgs-LP „Der letzte Walzer" – klingt der Sopran von Eva-Maria Bitomsky. Auch selbständig hat sich ihre Stimme schon gemacht: nach bestandener Mikrophonprobe und erfolgreich ersungenem Berufsausweis erschienen ihre Solotitel auf AMIGA, „Du hast es nicht weit" und „Illusion". In dem Rundfunkvokaltitel „Visitenkarte" zeigt sich ihre Stimme von einer besonders umfangreichen, interessanten und wohlklingenden Seite. Aber das war nicht immer so! Ehe Eva-Maria zur heiteren Muse kam, war sie Steuerprüferin beim Finanzamt. Ihre Eltern nämlich drangen, bevor sie die Erlaubnis zur Künstlerlaufbahn gaben, auf die solide Grundlage eines „anständigen Berufes". Deswegen war ihre Stimme damals nicht selten gefürchtet, wenn sie sich telefonisch zur Durchsicht der Bücher ansagte. Um so erstaunter war man zumeist, wenn der hübsche „Finanzamtmann" dann persönlich erschien!

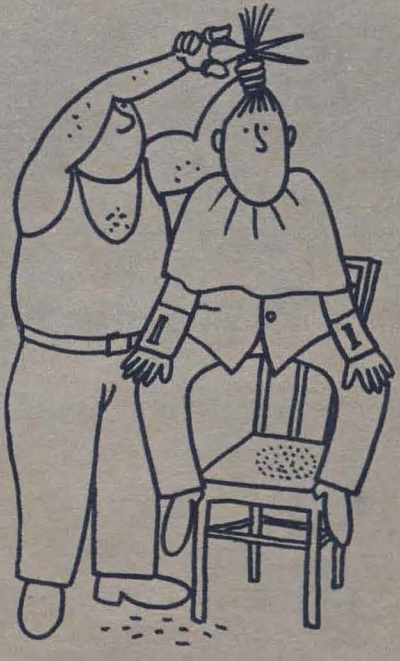
Ihren Plan, Sängerin zu werden, gab sie indessen nicht auf. Die in Erfurt geborene Wahlberlinerin war schon im Schulchor und im Jugendchor des Berliner Rundfunks durch ihre schöne Stimme aufgefallen. Wenn die Steuerkunden abgefertigt waren, wandte sie sich zum Wochenende ihrem anderen Publikum zu und trat mit der Manfred-Schramm-Combo und später dem Berlin-Sextett als Kapellensängerin in Kulturhäusern, Armee- und Jugendklubs und in der Sporthalle auf. Nebenbei absolvierte sie ihr Gesangsstudium, und als das Angebot kam, dem Michaelis-Chor beizutreten, hängte sie das Finanzamt endgültig an den Nagel. Jetzt ist Eva-Maria Bitomsky in den Funk-, Fernseh- und Schallplattenstudios zu Hause. Sie singt im Chor und als Solistin in den Programmen des Friedrichstadt-Palastes und weilt in diesen Sommermonaten mit dem Palastensemble in Ungarn und der Sowjetunion.

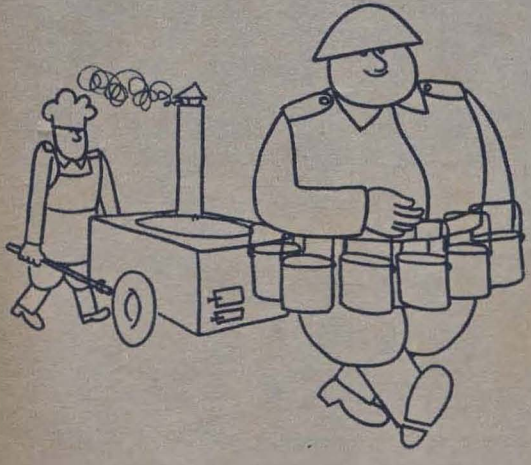
Helga Heine

PAUL KLIMPKE:

In persönlicher Pflege







31 036